



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

36. JAHRGANG 2 2007





Deckengemälde in der Kuppel der Basilika Weingarten

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
der Landesdenkmalpflege

2/2007 36. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in Verbindung mit den Fachreferaten für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien.
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a.N.
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck
Schriftleitung: Dr. I. Plein
Redaktionsausschuss:
Dr. C. Baer-Schneider, Dipl.-Ing. V. Caesar, Dr. D. Jakobs, Prof. Dr. C.-J. Kind, Dr. K. Preßler, Dr. H. Schäfer, Dr. P. Wichmann, Dr. G. Wieland, Dr. D. Zimdars
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat und Bildredaktion: André Wais
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner / Evgenia Motz
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft, Nicolaus-Otto-Straße 14, 89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 23000
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.
Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg, Baden-Württembergische Bank Karlsruhe, Konto 7 495 530 102 (BLZ 600 501 01).
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B. bei Adressenänderung, wenden Sie sich bitte direkt an Frau Glass-Werner (Tel. 07 11 / 90445-203, Montag bis Mittwoch, nachrichtenblatt-LAD@rps.bwl.de).

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Inhalt

- 75 Editorial
- 77 Die Kuppel der Basilika in Weingarten – Konservierung und Restaurierung
Beata Hertlein / Dörthe Jakobs
- 82 Pflanzen als Geschichtszeugen in historischen Gärten und Parks
Franz Höchtl
- 90 Das „Krenkinger Schlössle“ in Engen
Ein landschaftsprägendes Stadtschloss mit vielen Eigentümern
Petra Wichmann
- 93 Funde aus Funde aus der Karsthöhle unter dem Krenkinger Schloss
Bertram Jenisch
- 98 Der Großherzogliche Konservator in Baden und das Königsbacher Rathaus
Exemplarische Denkmalpflege am Beginn des 20. Jahrhunderts
Rainer Laun
- 107 Wer hat Angst vor Kalk?
Die Sanierung der Stadtmauer in Isny (Landkreis Ravensburg)
Anne-Christin Schöne
- 111 ... Knochen, nichts als Knochen – Das osteologische Fundarchiv in Rottenburg am Neckar
Joachim Wahl / Elisabeth Stephan
- 116 Malereien von August und Josef Braun in der katholischen Pfarrkirche in Eriskirch am Bodensee
Künstlerische Ergänzung einer Raumfassung im Jahre 1933
Carmen Witt-Schnäcker
- 122 Eduard Paulus der Jüngere, zweiter Landeskonservator in Württemberg, gestorben vor 100 Jahren am 16. April 1907
Richard Strobel
- 131 Ortstermin
Restaurierung der katholischen Pfarrkirche St. Martinus in Erbach – ein Juwel an der Oberschwäbischen Barockstraße
Ralf Meschke (†) zum Gedenken
Dörthe Jakobs / Jochen Ansel
- 133 Mitteilungen
- 133 Personalien
- 134 Ausstellungen
- 136 Neuerscheinungen
- 137 Rezensionen
- 139 Veranstaltungen

Editorial

Dieter Planck

Das Jahr 2007 markiert für die Landesdenkmalpflege Baden-Württembergs in verschiedener Hinsicht ein wichtiges Jahr.

Für die Landesdenkmalpflege steht die für dieses Jahr von der Landesregierung festgelegte Evaluation der 2005 in Kraft getretenen Verwaltungsstrukturreform im Mittelpunkt des besonderen Interesses.

Nachdem vor wenigen Wochen mit einer ersten Anhörung der Fachbereiche, so auch der Denkmalpflege, durch den Innenminister die verschiedenen Vor- und Nachteile der Verwaltungsstrukturreform aufgezeigt wurden, wird sich in den nächsten Wochen und Monaten ergeben, ob und gegebenenfalls welche strukturellen Veränderungen in der Landesdenkmalpflege sinnvoll und möglich sind.

Die Aufteilung der fachlichen Denkmalpflege in fünf verschiedene Organisationseinheiten stellt eine Veränderung der fachlichen Denkmalpflege dar, die bisher in dieser Form in Deutschland einmalig ist. Schon jetzt wird deutlich, dass die Beurteilung der positiven und negativen Seiten, je nach Standpunkt der Befragten, unterschiedlich ausfallen wird. Grundsätzlich sollten alle politisch Verantwortlichen noch einmal überlegen, ob sie eine fachliche Denkmalpflege mit landeseinheit-

lichen Zielen haben wollen, oder ob in jedem Regierungsbezirk andere Schwerpunkte gesetzt werden sollen. Dies wird nicht zuletzt durch die personellen Einsparungen erfolgen. Schon jetzt werden in den verschiedenen Bezirken Unterschiede erkennbar.

Das Jahr 2007 bringt für die Landesdenkmalpflege auf der anderen Seite eine ganz besondere Veranstaltung. Vom 10. bis zum 13. Juni werden sich zum ersten Mal Vertreter der gesamten Landesdenkmalpflege der Bundesrepublik Deutschland mit allen ihren Fachbereichen in Esslingen treffen.

Vor wenigen Jahren wurde, sowohl bei der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland als auch im Verband der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland beschlossen, zwischen den beiden großen fachlichen Denkmalvereinigungen eine engere Kooperation und Zusammenarbeit anzustreben. Ich freue mich, als ehemaliger Vorsitzender des Verbandes der Landesarchäologen in der Bundesrepublik und seit 13 Jahren Mitglied der Amtsleitersitzung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger, dass die Wahl dieser ersten gemeinsamen Tagung auf Baden-Württemberg gefallen ist.



Pliensaubrücke und Pliensautor in Esslingen sind zwei Denkmalfragmente. Mehrere Bögen der Brücke mussten infolge des angewachsenen Schiffsverkehrs einem Neubau weichen. Das Tor, ehemaliger Teil der Stadtbefestigung, steht heute isoliert. Bahngleise und Straße trennen es vom Stadtkern.

Das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart und die vier Fachreferate für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien bereiten diese Tagung vor, die zum ersten Mal Bau- und Kunstdenkmalpfleger und Archäologen zusammenführt. Im Dezember 2006 fand erstmals in Wiesbaden eine gemeinsame Amtsleiterkonferenz statt. Alle Amtsleiter, seien es nun getrennte Ämter nach Bau- und Kunstdenkmalpflege und Archäologischer Denkmalpflege oder gemeinsame Ämter, fanden sich zu dieser ersten Amtsleiterkonferenz zusammen, die von nun an mindestens einmal im Jahr stattfinden wird. Es ist ein gemeinsames Anliegen, Fragen zu beantworten und in Stellungnahmen gegenüber der Kultusministerkonferenz eine einheitliche Auffassung der staatlichen Denkmalpflege abzugeben. Vor dem Hintergrund organisatorischer Änderungen und der Zusammenführung von Bau- und Bodendenkmalpflege ist hier eine Plattform geschaffen worden, gemeinsame Anliegen zu diskutieren, zu beschließen und nach außen zu vermitteln. Davon unabhängig war es klar, dass die beiden Fachverbände in den jeweiligen Sitzungen der Amtsleiter bzw. in den Arbeitssitzungen des Verbandes der Landesarchäologen und in entsprechenden Arbeitsgruppen Themen der jeweiligen Fachbereiche behandeln, diskutieren und gemeinsame Ziele der Denkmalpflege formulieren. Die Jahrestagung wird am Sonntag, den 10. Juni 2007, mit dem öffentlichen 75. Tag der Denkmalpflege unter dem Motto „Denkmale als Attraktionen“ eröffnet. Die Jahrestagung selbst steht unter dem Thema „Das Denkmal als Fragment – Das Fragment als Denkmal“. Mit dem öffentlichen Tag für Denkmalpflege wurde 2002 in Wiesbaden erstmals wieder an die 1900 begründete Tradition angeknüpft mit dem Ziel, einen öffentlichen Gedankenaustausch zwischen ehrenamtlich engagierten Denkmalpflegern und behördlichen Fachleuten anzuregen. In

diesem Jahr möchten wir zeigen, welche großen Nutzen Denkmäler für die Bürgerinnen und Bürger des Landes haben, vor allem als Identifikationsobjekte und touristische Anziehungspunkte. Doch wie viel Vermarktung benötigen und verkraften Denkmäler? Mit diesen Themen beschäftigen sich unsere Referenten, bevor der Kabarettist Dieter Huthmacher als „Volkes Stimme“ den Blick von außen auf die staatliche Denkmalpflege lenkt.

Bei der Fachtagung ist es unser zentrales Anliegen, die verschiedensten Fachrichtungen der Denkmalpflege zur Beschäftigung mit dem Umgang des Fragments anzuregen. Vor dem Hintergrund der gemeinsamen Ziele der fachlichen Denkmalpflege in Deutschland ist es meines Erachtens sinnvoll, eine ausführliche Diskussion über den jeweiligen Standpunkt zu führen, aber auch gemeinsame Strategien und Haltungen in diesen so schwierigen fachlichen Fragen des Umgangs mit Fragmenten zu erarbeiten. Dabei werden die unterschiedlichen Standpunkte der Bau- und Kunstdenkmalpflege und der Archäologischen Denkmalpflege und deren Vermittlung und Zielsetzungen deutlich erkennbar und diskutiert. In sieben Sektionen werden wir versuchen, dank einer großartigen kollegialen und freundschaftlichen Zusammenarbeit und der Bereitschaft vieler Referentinnen und Referenten außerhalb der staatlichen Denkmalpflege, dieses Thema aus verschiedensten Fachrichtungen anzugehen.

Es wäre schön, wenn diese gemeinsame Tagung Ausgangspunkt für weitergehende Diskussionen bilden und zu einem konstruktiven Miteinander in der staatlichen Denkmalpflege führen würde. Ich freue mich schon jetzt auf diese gemeinsame Tagung und möchte alle Teilnehmer schon heute sehr herzlich grüßen.

Professor Dr. Dieter Planck

Die Kuppel der Basilika in Weingarten – Konservierung und Restaurierung

Drei Jahre – von 2003 bis 2006 – war die Kuppel der Basilika in Weingarten eingerüstet (Abb. 2). Das Kuppeldach war undicht und die Malereien von Cosmas Damian Asam in Gefahr. Instandsetzung und Restaurierung erfolgten in Kooperation mit dem Amt Ravensburg, Vermögen und Bau Baden-Württemberg sowie mit Architekten, Denkmalpflegern, Restauratoren, Naturwissenschaftlern, Vermessungsingenieuren und spezialisierten Handwerkern.

Beata Hertlein / Dörthe Jakobs

Baugeschichte

Nach nahezu 40-jähriger Planungs- und Bauzeit wurde die Benediktiner-Reichsabtei St. Martin und Oswald, die anstelle eines Vorgängerbaus errichtet wurde, im Jahr 1724 geweiht. Bekannt ist das Kloster durch den alljährlichen Blutfreitag, ein Wallfahrtsfest mit Reiterprozession zu Ehren der Heiligblutreliquie. Die größte deutsche Barockkirche ist nach Vorarlberger Bauschema konzipiert. Verschiedene Baumeister waren an der Planung beteiligt, unter anderem Franz Beer und Donato Giuseppe Frisoni. Der Longitudinalbau weist ein Querhaus mit monumentaler Tambourkuppel auf, die der Kirche den Beinamen eines „schwäbischen St. Peter“ eintrug. Als Architekt der Kuppel darf Donato Giuseppe Frisoni gelten, der an anderen Großbauten, wie zum Beispiel dem Schloss in Ludwigsburg, in württembergischen Diensten stand. An der Ausstattung der Kirche arbeiteten namhafte Künstler wie beispielsweise der Stuckator Franz Xaver Schmutzer, Carlo und Diego Carlone, Franz Joseph Spiegler, Joseph Anton Feuchtmayer sowie Cosmas Damian Asam. Im Zuge der Säkularisation ging die Klosteranlage in das Eigentum des Landes Baden-Württemberg über.

Warum es zu den Maßnahmen kam

Im Frühjahr 2002 wurde bei einer Baukontrolle festgestellt, dass Regenwasser in den Innenraum der Kuppel dringt. Eine Begehung des Hohlraums zwischen der mit Backstein gemauerten Kuppelschale und der Dachkonstruktion mit Kupferblecheindeckung zeigte, dass die Dachhaut im Bereich aufgenieteter Reparaturbleche Risse aufwies und die Holzspanten, die die Dachhaut tragen, durch die anhaltend eindringende Feuchtigkeit bereits von Pilzen befallen waren. Die Befunde wie zum Beispiel geschlagenes Kupfer-

blech, Art der ausgeführten Blechfalze und Haften ließen vermuten, dass es sich überwiegend um die Blecheindeckung der Erbauungszeit handelte (Abb. 1). Im Kuppelzwischenraum konnte die Fledermausschutzgruppe des Kreises Ravensburg Zwergfledermäuse (Abb. 3), Große Mausohren und Kleine Hufeisennasen nachweisen. Um einen verantwortungsbewussten Umgang mit dem Kulturdenkmal und den geschützten Tierarten zu ermöglichen und ein sowohl denkmal- als auch ökologisch verträgliches Instandsetzungs- und Konservierungskonzept entwickeln zu können, waren die Erstellung von Arbeitsgrundlagen und Voruntersuchungen vom Gerüst aus erforderlich.

Vorbereitungen zur Instandsetzung der Dachkonstruktion und der Kupferverblechung

Der Aufbau der Gerüste erforderte eine gründliche Vorplanung und großen Sachverstand. Das



1 Blick auf die überwiegend bauzeitliche Kupferverblechung der Kuppel.



2 Die eingerüstete Kuppel der Basilika von Weingarten.



3 Der Kuppelzwischenraum als Habitat verschiedener Tiere: hier eine Zwergfledermaus.

4 Die eingerüstete Kuppel von der Vierung aus gesehen.



Gerüst durfte nicht die Dachhaut angrenzender Bauten durchdringen und musste im Kircheninneren den Blick auf den Hauptaltar frei lassen. Aus diesem Grund wurde das Innengerüst in einem zweiten Arbeitsschritt auf den Fensterbänken des Tambours aufgelagert, sodass es im Kirchenraum nur noch in schwindelnder Höhe zu sehen war (Abb. 4). Das Außengerüst bestand aus einem Treppenturm, einem geschlossenen Ring auf Konsolen am Tambour, einer brückenartigen Plattform, zwei Aufzügen und einem Gerüst, das der Form der Kuppel angepasst war. Der Zugang zum Innengerüst erfolgte von außen über ein Fenster des Tambours. Für eine genaue Kenntnis der Konstruktion und die Anfertigung der Gutachten und Schadensdokumentationen waren Plangrundlagen erforderlich. Da die historischen Pläne aus dem Jahr 1882, die im Staatsarchiv Sigmaringen entdeckt wurden, hierfür nicht ausreichten, wurden Grundrisse, Schnitte sowie eine Innen- und Außenabwicklung der Kuppel photographisch erstellt und durch ein Handaufmaß

ergänzt. Auf diese Weise konnte auch die Kuppelschale innen und außen in Segmenten maßstäblich erfasst werden. Bei der Kuppelblecheindeckung wurden alte Reparaturen, Schäden und historische Befunde segmentweise erfasst, beim Holzwerk die Schäden an den einzelnen Spanten, Schwellen, Stichen und Pfetten sowie der Schalung. Die Ergebnisse der Gutachten zeigten ein vielfältiges Schadensbild. Unsachgemäße Reparaturen der Vergangenheit (Abb. 5) verhinderten bei Temperaturänderung ein Verschieben der Kupferblechtafeln in den Falzen. Risse im Blech, das Eindringen von Regenwasser und eine vermorschte Holzkonstruktion waren die Folge. Es bestätigte sich jedoch auch, dass es sich hier um die bauzeitliche Konstruktion und den wohl noch größten Bestand barockzeitlicher Kupferblecheindeckung handelte.

Denkmalpflegerisches Konzept

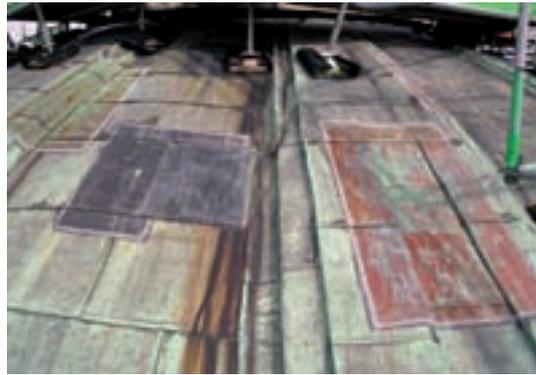
Eine behutsame Reparatur der Schäden und der gleichzeitige Erhalt bauzeitlicher Befunde, die Aussagen über historische Arbeitsweise liefern, war das denkmalpflegerische Ziel. Das bedeutete eine Instandsetzung der Holzkonstruktion und Blecheindeckung an Ort und Stelle. Dabei durften die in der Kuppelschale verbauten Gerüstholzer nicht betreten werden, da dies zu Putzabplatzungen am Fresko geführt hätte. Eine Kontrolle des Kuppelfreskos musste während der gesamten Außenmaßnahmen vom Innengerüst aus möglich sein. Durch eine ökologische Bauüberwachung wurde der Baubetrieb während der warmen Jahreszeit sichergestellt, ohne den Lebensraum der Fledermäuse zu sehr zu beeinträchtigen.

Instandsetzung der Kuppelaußenhaut

Die Holzkonstruktion wurde im Zwischenraum zwischen Kuppelschale und Blecheindeckung teilweise ausgewechselt, angestückt und ergänzt. An der Blecheindeckung wurden alte Reparaturbleche entfernt und neue Bleche in das historische Falzsystem eingepasst (Abb. 6) und patiniert. Wegen des Schadensumfanges im Bereich der Laterne erfolgte die Eindeckung hier unter Verwendung historischer Bleche. Neben diesen Arbeiten waren auch Maßnahmen an Putz, Natur- bzw. Kunststein und an den Fenstern erforderlich.

Die Kuppelausmalung von Cosmas Damian Asam

Den Auftrag für die Ausmalung der Basilika in Weingarten erhielt Cosmas Damian Asam, der



5 Schäden in der Kupferverblechung.

6 Reparaturbleche in der Kupferdeckung.

bereits zu Lebzeiten (1686–1739) einen ausgezeichneten Ruf als Freskomaler genoss. Gelernt hatte er sein Handwerk bei seinem Vater Georg Asam (1649–1711), der zu den bedeutendsten süddeutschen Barockmalern der ersten Generation gehörte. Cosmas Damian Asam verbrachte 1712/13 einige Zeit in Italien, wo er sich das Schema der in Kuppeldekorationen verherrlichten Heiligen durch das Studium der barocken Vorbilder in Rom aneignete. Die Ausmalung der Basilika von Weingarten (1718–1720) gilt als erstes Hauptwerk seiner zentralen Schaffensphase. Die Ausmaße der Kuppel in Weingarten dürften auch für Asam eine Herausforderung dargestellt haben (Durchmesser ca. 15 Meter, Höhe ca. 61 Meter mit Laterne, bemalte Fläche ca. 400 Quadratmeter, vgl. Abb. 7). Hier bot sich ihm die Gelegenheit, seine künstlerischen Qualitäten und seine spontane Arbeitsweise miteinander zu verbinden. Das Ergebnis ist eine Ausmalung, die aufgrund ihrer malerischen Qualitäten in den Details ebenso besticht wie in der Gesamtkomposition der in ihrer Größenanordnung geschickt gestaffelten Figurengruppen (Abb. 8). Selbst die kleinen Putten unmittelbar über dem Kranzgesims weisen mit über 2 Meter eine stattliche Größe auf. Das Thema der Kuppelausmalung ist die Dreifal-

tigkeit und die Verherrlichung der triumphierenden Kirche.

Vorbereitungen zur Konservierung und Restaurierung

Aus der anstehenden Instandsetzungsmaßnahme an der Dachkonstruktion der Kuppel ergab sich die Notwendigkeit, das Innere der Kuppel parallel einzurüsten. Eine Gefährdung des Malereibestandes galt es unter allen Umständen zu vermeiden. Noch vor der kompletten Einrüstung der Kuppelausmalung wurden die Malereien photogrammetrisch aufgenommen. Die digitalisierten Pläne waren Grundlage für eine Kartierung der Schäden. Eine erste Voruntersuchung an den Malereien erfolgte im Juli 2003 (Abb. 9). Zu diesem Zeitpunkt wurde der bedenkliche Erhaltungszustand der Malereien offensichtlich, der über Notsicherungsmaßnahmen hinaus ein restauratorisches Handeln erforderte. Mit Vorlage der Schadenskartierung (Abb. 10) im Februar 2004 konnte der Erhaltungszustand der Malereien erstmals im Überblick beurteilt werden. Neben Ablösungen des Malereimörtels lagen in großem Umfang destabilisierte und aufstehende Malschichtpartien und Vergoldungen



7 Kuppelansatz während der Ausrüstung, Verdeutlichung der Größenverhältnisse.



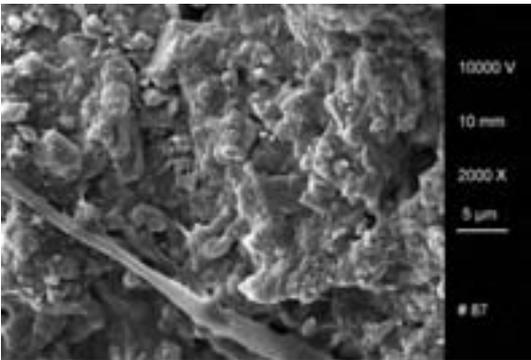
8 Ausmalung der Kuppel nach Osten mit der zentralen Figur der thronenden Ecclesia.



9 Technoskop zur Untersuchung der Malschicht.

vor. Zudem waren Übermalungen und schädliche Fixierungen einer Restaurierungsphase von 1952 festzustellen. Da die Ursache einiger Schadensphänomene zu diesem Zeitpunkt unklar war, wurden verschiedene Naturwissenschaftler eingeschaltet, um festzustellen, ob sich bestimmte Schadensprozesse weiterentwickelten oder ob ein Stillstand eingetreten war. Analysen brachten Klarheit über Materialzusammensetzungen und mögliche Gefährdungen im Zusammenhang mit neu einzubringenden Materialien. Ein besonderes Problem bildete der in großem Umfang vorliegende mikrobiologische Befall (Abb. 11). Neben verschiedenen lokal auftretenden Schimmel-

sporen, insbesondere in Farbpartien, die einen erhöhten Bindemittelbedarf erforderten, konzentrierte sich der Schimmelbewuchs auf „Spritzer“, die auf der Malschicht von Asam lagen, jedoch nicht auf Ergänzungen oder Retuschen. Deren Ausmaß zeigt sich deutlich in den UV-Fluoreszenzaufnahmen (Abb. 12, 13). Analysen ergaben, dass die lokal auftretenden Schimmelsporen überwiegend keine Vitalität aufwiesen, während die auf den „Spritzern“ vorhandenen Schimmeltypen eine hohe Vitalität erkennen ließen. Die „Spritzer“ könnten von Asam stammen, der seine Malereien wiederholt anfeuchtete, um den Karbonatisierungsprozess zu verzögern, und da-



Umwandlungszone beträgt ca. 3 bis 8 Mikrometer, bei UV-Anregung kann dies durch die Reflexion des Kalks zu einer optischen Aufhellung führen.

Konservierung und Restaurierung

Nachdem alle Untersuchungsergebnisse vorlagen, wurde im Herbst 2004 mit der Notsicherung begonnen. Dabei galt es, die gravierenden Mörtel- und Malschichtablösungen durch Injektionen von geeigneten Materialien zu sichern, um ein gefahrloses Arbeiten im Dach während der Instandsetzung zu gewährleisten. Gleichzeitig wurden verschiedene Testreihen zur Verwendung von Materialien sowie zur Abnahme und Behandlung der Schimmelsporen auf den Spritzern durchgeführt. Schwerpunkte der Maßnahmen können hier nur umrissen werden: Sicherung des Malereimörtels zum Träger, Sicherung aufstehender und instabiler Malschichten, Oberflächenreinigung und Abnahme vitalen Pilzbefalls, punktuelle Reduzierung von Rissverschmutzungen, Abnahme von Übermalungen, Kittungen von Fehlstellen und Ausführung von Retuschen. Parallel dazu untersuchten die Restauratoren bautechnische und maltechnische Details. In Kooperation mit der Technischen Universität München, Lehrstuhl für Restaurierung, Kunsttechnologie und Konservierungswissenschaft entstand

10 Beispiel aus der Schadenskartierung auf Grundlage der photogrammetrischen Pläne.

11 Schimmelbefall der Malschicht im Rasterelektronenmikroskop.



12 Engel im Auflicht.

13 Engel im ultravioletten Licht.

bei mit Leim (Proteinen) verschmutztes Wasser verwendete. Die These, dass es sich bei den „Spritzern“ um „Fledermaus-Urin“ handele, also Allantoin als Endprodukt des Purinstoffwechsels, konnte analytisch weitgehend ausgeschlossen werden.

Nachgewiesen wurde Protein (tierischer Leim) mit einem Öl-Harz-Zusatz. Dieses Material dient den Schimmelpilzen als „Nahrung“. Als Stoffwechselprodukt scheiden sie Säure ab (Oxalsäure), die wiederum in einer chemischen Reaktion zu einer Umwandlung der Kalkanteile in der Malschicht geführt haben (Calciumcarbonat → Calciumoxalat). Die Dicke der von Calciumoxalat bestimmten

außerdem eine Diplomarbeit zur Maltechnik Cosmas Damian Asams. Die Ikonografie war Gegenstand einer kunstwissenschaftlichen Magisterarbeit an der Universität in Bonn.

Eine Publikation zur Kuppelinstandsetzung und zur Restaurierung der Malereien Asams mit den Beiträgen aller beteiligten Fachdisziplinen erscheint im Herbst 2007.

Dr. Dörthe Jakobs M.A.
Dipl.-Restauratorin
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart

Beata Hertlein M.A.
Regierungspräsidium
Tübingen
Ref. 25



Pflanzen als Geschichtszeugen in historischen Gärten und Parks

„Glaube dem Erfahrenen: Du findest Größeres im Wald als in den Büchern. Das Holz und die Steine werden Dir Dinge vermitteln, die Du von keinem Lehrer hören kannst“ (Bernardus Claraevallensis, Ep. CVI.).

Bernhard von Clairvaux, der mittelalterliche Mystiker und Gründer des Zisterzienserordens, nimmt mit diesem Zitat eine für sein Werk ungewöhnliche Haltung ein: Durch die intensive Betrachtung der Natur, von Holz, Bäumen und Wäldern gelangt der Mensch zu einer vertieften Sicht der Dinge. Wenn gleich diese Worte auch in einem metaphysischen Zusammenhang stehen, so verweisen sie doch auf eine konkrete Erfahrung: Die Aufmerksamkeit für das Vorkommen und die Gestalt bestimmter Pflanzen eröffnet dem Interessierten Überraschendes, vordergründig oft Verborgenes.

Franz Höchtl

Wie werden diese Geheimnisse jedoch greifbar? Was können wir von den Pflanzen lernen? Bei näherem Hinsehen vermitteln uns Flora und Vegetation eine ganze Menge. So legen sie etwa Zeugnis ab von der Rolle des Menschen in ihrem Leben. Sie berichten davon, welchen vergangenen und aktuellen Umwelteinflüssen sie ausgesetzt waren und sind und wie ihr Erscheinungsbild dadurch geprägt wurde.

Seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kennt die Vegetationskunde den Zeiger- oder Indikatorcharakter der Pflanzen. Sie versteht damit deren Eigenschaft, Umweltqualitäten, zum Beispiel des Bodens, der Luft oder des Klimas anzuzeigen. Der bekannte Vegetationskundler Heinz Ellenberg hat für alle höheren Pflanzen Mitteleuropas numerische Zeigerwerte eingeführt, etwa hinsichtlich der Bodenfeuchte, des Säuregrades des Bodens oder seines Gehalts an pflanzenverfügbarem Stickstoff. In Wiesen und Weiden weisen zum Beispiel Binsengruppen auf feuchte Standorte hin. Sauerkleepolster (*Oxalis acetosella*) zeigen einen niederen pH-Wert des Waldbodens an und dichte Brennnesselbestände verraten hohe Nährstoffgehalte an überdüngten, weil „stillen Örtchen“, wie Autobahnrastplätzen, Suhlen oder Viehlägern.

Flora und Vegetation informieren uns also, soweit wir ihre Sprache verstehen, über Vergangenes, manchmal Verstecktes, aber auch Allgegenwärtiges. Sie zeugen von Geschichte und sie erzählen Geschichten. Sie tun dies überall in der Landschaft: in Wäldern, Weinbergen und Wiesen und ganz besonders natürlich in unseren historischen Gärten und Parks, von den ehemaligen Burg- und

Klostergärten über herrschaftliche Parkanlagen aller gartenkunstgeschichtlicher Epochen, Volksparks, Friedhöfe, Tiergärten, Gartenausstellungen, Bauern- und Schrebergärten bis hin zu Nutz- und Ziergärten als Teil der bürgerlichen Wohnkultur.

Pflanzen als Zeugen historischer Nutzungen

In historischen Garten- und Parkanlagen belegen zahlreiche Pflanzen die Art und Weise ehemaliger Nutzungen. Am Sophienberg bei Kirchberg an der Jagst, einem verwilderten Landschaftspark der Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, erinnern



¹ Die aus dem Mittelmeergebiet und Westasien stammende Weinbergtulpe (*Tulipa sylvestris*) wurde in Italien bereits Mitte des 16. Jahrhunderts als Zierpflanze gezogen.

uns verfallene Terrassen, üppig bemooste Steinriegel und die im Gebüsch des Gipfelplateaus versteckten Weinbergtulpen (*Tulipa sylvestris*) an die weinbauliche Vornutzung des Geländes. Weinberge waren in früherer Zeit im Gegensatz zu heute nicht begrünt, sondern wurden häufig gehackt. Durch diese Art der Bodenbearbeitung gefördert, wuchs in den Rebflächen eine spezielle Begleitflora, vornehmlich Zwiebel- und Rhizompflanzen sowie einjährige Gräser und Kräuter, die so genannten Weinbergsunkräuter. Zwiebelunkräuter, neben der Weinbergtulpe (Abb. 1) besonders die Traubenhyazinthe (*Muscari racemosum*), der Weinberglauch (*Allium vineale*) sowie der Doldige Milchstern (*Ornithogalum umbellatum*), behaupten sich nach Nutzungsaufgabe oder -änderung oft erstaunlich lange an ihrem Standort. In der historischen Landschaftsanalyse sind sie deshalb eine wichtige Spur bei der Suche nach vergangenen Nutzungen.

Die land-, forst- und jagdwirtschaftliche Inanspruchnahme einzelner Parkflächen oder Gesamtanlagen, zum Beispiel als Nutzgärten, Obstwiesen, Viehweiden, Parkforste, Jagd- bzw. Wildparks und „ornamented farms“, einem Gartenkonzept, das landwirtschaftliche Nutzung mit schöner Gartengestaltung verband, war bis in das 19. Jahrhundert hinein weit verbreitet. Das heutige Vorkommen sowie die Gestalt vieler Bäume sind dafür ein beredtes Zeugnis. In Landschaftsgärten wurden häufig Obstgehölze gepflanzt, um die Tafel der betuchten Eigentümer mit frischen Früchten zu bereichern. In manchen Parks sind Exemplare solcher Obstbäume bis heute erhalten. So zum Beispiel in der Villa Caselli bei Maserano nahe der oberitalienischen Stadt Domodossola. An einigen Stämmen der uralten Edelkastanien (*Castanea sativa*) dieses englischen Parks befindet sich in Brusthöhe ein ringförmig-stammumfassender Wulst (Abb. 2). Es handelt sich dabei um die Pflanznarbe (it. cicatrice), die die Stelle anzeigt, an der der Baum in seiner Jugend veredelt wurde. Die Veredelung führt dazu, dass die Bäume reiche Frucht tragen, frost- und krankheitsresistent sind oder dass ihre Früchte wohlschmeckend beziehungsweise gut lagerfähig sind – vielfältige Eigenschaften also, die im Zuge der gegenwärtigen Renaissance der Kastanienkultur sehr nützlich sein könnten. Vor dem Hintergrund der aktuellen Sanierungsplanungen der Villa Caselli bleibt im Sinne des Erhalts genetischer Diversität nur zu hoffen, dass die mächtigen, leider jedoch altersschwachen Bäume nicht durch genetisch uniforme Baumschulware ersetzt werden.

Nach Martina Nath wurden Waldbestände in Parkanlagen vielfach für land- und forstwirtschaftliche Zwecke genutzt. Traditionelle Wirt-

schaftsweisen sind Nieder-, Mittel- und Plenterwirtschaft einerseits sowie Hute-, Schneitel-, Weidfeld- und Laubwiesenwirtschaft andererseits. Dementsprechend sind Kopf-, Schneitel- und Hutebäume in historischen Parkanlagen keine Seltenheit. Bei Kopfbäumen handelt es um eine durch besonderen Schnitt entstandene Baumform. Durch periodisches Abschneiden von Ästen einschließlich der Überwallungen älterer Schnittwunden in einer bestimmten Höhe verdickt sich die Abhiebstelle und wird als Kopf bezeichnet. Eine grüne Kopfweide zierte zum Beispiel das Wappen von Weiden in der Oberpfalz. Im Max-Reger-Park dieser Stadt, einem Volkspark aus der Mitte des 20. Jahrhunderts, gedeihen als Fragmente der ehemaligen Kulturlandschaft einige prächtige Exemplare dieser Bäume, deren Ruten in der Vergangenheit für Flechtarbeiten benötigt wurden (Abb. 3).

Im Tiergarten von Hannover wurden seit dem 19. Jahrhundert die zahlreichen Damhirsche im Winter mit getrockneten Zweigen von Hainbuchen

2 Ringförmige Pflanznarbe an einer alten Edelkastanie (*Castanea sativa*).





3 Die malerischen Kopfweiden, wie hier im Max-Reger-Park, gaben der Stadt Weiden in der Oberpfalz ihren Namen.

und Eschen gefüttert, die die Waldarbeiter im Sommer in rund drei Meter Höhe abschnitten. Durch den Beschnitt erhielten die Bäume bizarre Silhouetten. Noch heute – nachdem rund 80 Jahre keine Äste mehr gekappt wurden – zeigen viele Hainbuchen das charakteristische Aussehen ehemaliger Schneitelbäume.

Viehweiden mit Baumsolitären, den Huteebäumen, gab es in zahlreichen Landschaftsparks des 18. und 19. Jahrhunderts, wie im Englischen Garten in München, im Dessau-Wörlitzer-Gartenreich oder auf der romantischen Pfaueninsel in Berlin. Vor allem das Eintreiben von Schafen, Schweinen und Rindern in die Parks hat charakteristische Anpassungen im Gehölzbestand und bei den hiervon begünstigten Arten mit sich gebracht. So sind zum Beispiel einzeln stehende, markante, ausladende, tiefastige, weil konkurrenzfrei aufgewachsene Eichen eindrucksvolle Zeugen alter Hutennutzungen, die oft mit Bedacht in Parkentwürfe integriert wurden. Aus Naturschutzsicht sind alte Bäume, abgesehen von ihrer Schönheit und Seltenheit, wertvolle Lebensräume für eine große Zahl speziell angepasster Tierarten.

Ein weiterer Aspekt historischer Pflanzennutzung ist ihre arzneilich-kultische Verwendung. Neben Heilkräutern wie Beinwell (*Symphytum officinalis*), Frühlings-Schlüsselblume (*Primula officinalis*) oder Wohlriechendem Veilchen (*Viola odorata*), die oft in historischen Parks angetroffen werden, finden sich gerade in alten Burg- oder Bauern-

4 Die mystische Weinraute (*Ruta graveolens*) in einem historischen Bauerngarten des Bergdorfs Colloro (Valle d'Ossola, Piemont).

gärten Pflanzen, die ganz besondere Geschichten erzählen können. Eine dieser Arten ist die Weinraute (*Ruta graveolens*) (Abb. 4). Als Heil-, Zauber- und Abwehrrpflanze hat sie bereits Plinius der Ältere in seiner *Naturalis historia*, Karl der Große im *Capitulare de villis* sowie Wahlfried Strabo in seinem *Hortulus* erwähnt. Dem italophilen Genießer dürften die Rautenblätter in einer guten Flasche Grappa nicht entgangen sein. Wenn das medizinische Lehrgedicht „*Regimen sanitatis Salerni*“ der Salernitanischen Ärzteschule Recht hat, steht dadurch einem bedenkenlosen Bechern nichts im Wege, denn „*salvia cum ruta faciunt tibi pocula tuta!*“ (Salbeikraut und Raut' gefahrlos Bechern erlaubt). Viele große Kirchengebäude der Gotik zierte darüber hinaus die Kreuzblume als Stein gewordene Rautenblüte (Abb. 5). Als apotropäisches Zeichen bannt sie das Böse und abwehrt Teufeln und Dämonen den Zutritt ins Gotteshaus.

Pflanzen als Indikator für verborgene Kulturrelikte

Dem Luftbildarchäologen sind Wuchsanomalitäten von Gräsern ein deutlicher Hinweis für das Vorhandensein unterirdischer Mauerreste in Wiesen und Äckern. Auch der „Gartenarchäologe“ kann sich den Zeigercharakter der Flora zu Nutzen machen. Nach Anke Siegl, die sich um die Erforschung der Flora und Vegetation mittelalterlicher Burgruinen verdient gemacht hat, sind



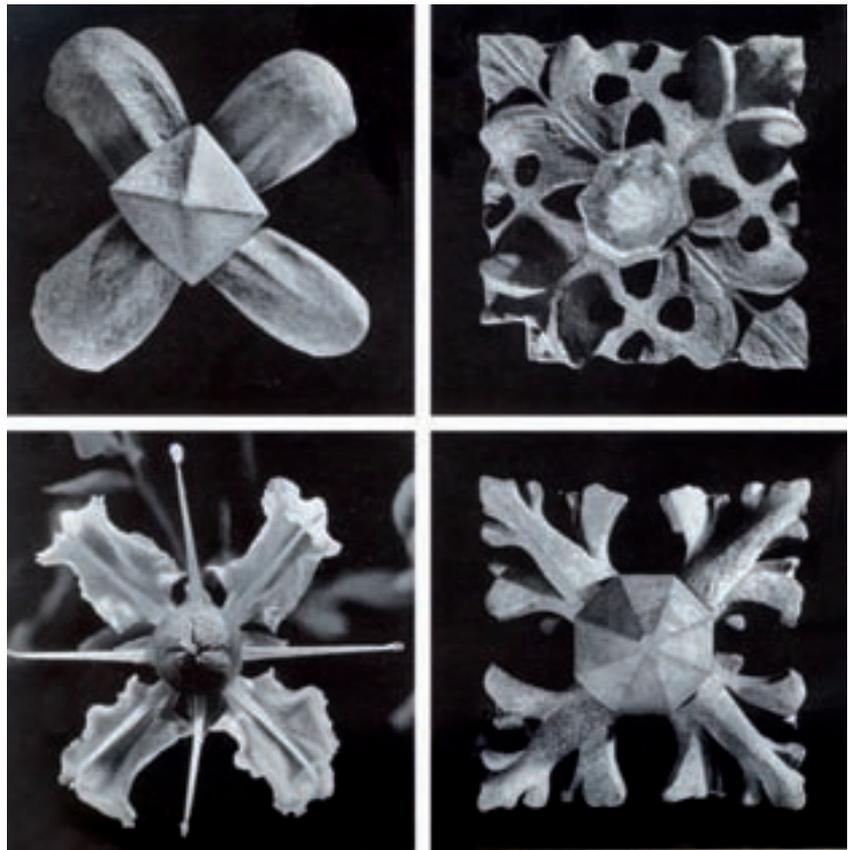
Arten wie der Aronstab (*Arum maculatum*), das Waldbingekraut (*Mercurialis perennis*) oder die Stachelbeere (*Ribes uva-crispa*) ein Indiz für Schuttanreicherungen im Boden und unterirdische Mauerverläufe. Die Situation am Sophienberg bei Kirchberg an der Jagst bestätigt den Befund Siegl's. Die ehemaligen, im Gelände zum Teil schwer erkennbaren Steinriegel zeigen einen auffälligen Bewuchs mit Stachelbeeren und Bingekraut. Auf den oberflächlich humosen, jedoch feinerdearmen und flachgründigen Steinriegeln sind diese Arten besonders konkurrenzkräftig, so dass ihre Anwesenheit die vergangene menschliche Kulturtätigkeit zum Ausdruck bringt.

Darüber hinaus ist das ebenfalls von Siegl beschriebene Vorkommen des als Zierpflanze kultivierten Leberblümchens (*Hepatica nobilis*) auf der Burgruine Schwärzenberg im Vorderen Bayerischen Wald interessant, deren Mauerreste sich auf einem steil aufragenden Quarzfelsen befinden. Das Leberblümchen (Abb. 6) ist ein ausgesprochener Basenzeiger, d. h. es gedeiht fast nur auf kalkhaltigem Boden. Quarzverwitterungsböden sind jedoch sehr basenarm, sodass es im Umfeld der Ruine Schwärzenberg eigentlich nicht vorkommen dürfte. Wie lässt sich dessen Präsenz aber dennoch erklären? Man findet es nur auf der verwitternden, gemörtelten Wand einer ehemaligen Zisterne. Der Mörtel setzt Kalk frei, wodurch bessere Wuchsbedingungen für das Leberblümchen entstehen. Dem Archäologen verrät es dadurch die Existenz historischen Mauerwerks.

Als letztes Beispiel sei das Kleine Immergrün (*Vinca minor*) erwähnt, eine Zierpflanze, die als Burggartenflüchtling und Wüstungszeiger bereits seit Langem bekannt ist. An einstigen Siedlungsplätzen bildet das Kleine Immergrün oft dichte Bestände. Am Sophienberg bei Kirchberg wird es mit vielen Exemplaren an der Stelle des einstigen „Rundplatzes“ angetroffen (Abb. 7). Der Rundplatz war eine Staffageeinrichtung im historischen Landschaftspark, die bis auf wenige Mauer- und Pflastersteinreste abgängig ist, durch das *Vinca minor*-Vorkommen jedoch noch heute angezeigt wird.

Pflanzen als Zeiger bestimmter Phasen der Gartenkunst

In der Barockzeit waren die Zwiebelpflanzen, allen voran Tulpen und Narzissen, die Spitzenreiter auf der Hitliste der Gartenflora. Nachfrage und Preis waren exorbitant. In Holland, das sich im 17. Jahrhundert zu einem Zentrum der Tulpen- wie überhaupt der Zwiebelpflanzenkultur entwickelte, kam es sogar zu einer Spekulationswelle, die breite Bevölkerungsschichten erfasste, der so genannten Tulpomanie oder Tulpenwut. Als eine



5 Eine Rautenblüte sowie eine frühgotische, hochgotische und spätgotische Kreuzblume des Freiburger Münsters.

der Prachtpflanzen der Barockgärten wurde die Gartentulpe nicht nur allseits bewundert, sondern, wie Heinz-Dieter Krausch berichtet, auch auf vielen Blumenbildern der damaligen Zeit dargestellt und in Liedern besungen: „Narcissus und die Tulipan, die ziehen sich viel schöner an als Salomonis Seide“ heißt es z. B. in einem Choral des Pfarrers Paul Gerhardt (1607–1676). Genaue Fallstudien, wie die von Martina Nath zur historischen Pflanzenverwendung in Landschaftsgärten, lassen vermuten, dass viele der bereits zu Zeiten barocker Tulpomanie hochgeschätzten Zwiebelpflanzen in historischen Parks auch nach deren Überführung in Landschaftsgärten überdauern konnten. Als Relikte vergangener Garten-



6 Als Zierpflanze war das blaue Leberblümchen (*Hepatica nobilis*) bereits im 16. Jahrhundert sehr beliebt (hier mit Stängelloser Primel, *Primula acaulis*).



7 Das Kleine Immergrün (*Vinca minor*) am Sophienberg bei Kirchberg an der Jagst. Aufgrund seiner Schattenverträglichkeit verwendete man es vor allem zur Bepflanzung beschatteter Gartenplätze.

pracht finden sich noch heute Zwiebelpflanzen in historischen Gartenanlagen, wie der Nickende Milchstern (*Ornithogalum nutans*) im Schlosspark von Wiesbaden Biebrich, der Doldige Milchstern (*Ornithogalum umbellatum*) in Staudenrabatten am Herrenhaus von Caen am Niederrhein oder die Zwergnarzissen (*Narcissus spec.*) am Sophienberg in Kirchberg an der Jagst.

Der Formschnitt von Gehölzen hat eine lange Tradition. Seit der Antike gilt es als Kunst, Gehölze in einer anderen als ihrer natürlichen Erscheinung wachsen zu lassen. Reiche Römer hatten bereits kunstvolle Figuren aus geschnittenen Zypressen gefertigt und in der Renaissance kamen die Formschnittfiguren auf, die ihren Höhepunkt dann im Barock und dem Rokoko erlebten. Be-

sonders aus Buchsbäumen, Eiben, Linden, Hainbuchen, Stechpalmen, aber auch Koniferen wie Wachholder und Kiefern, wurden durch wiederholten Schnitt malerische Baumsolitäre, bizarre Alleen, Hochhecken und wirkungsvolle geometrische Baumgestalten wie Halbkugeln, Pyramiden oder Säulen geschaffen (Abb. 8). Formschnitt diente nicht nur der Zierde. Er verfolgte auch pragmatische Zwecke. So vermitteln barocke Herrschaftsgärten nach Michael Machatschek nur vordergründig die Formensprache stilisierter Bilder geometrisierter Architektur. Da wesentliche Überlegungen zu Produktion und handwerklichen Zusammenhängen ausgeklammert werden, ist ihr Verständnis unzureichend. So wurde etwa auf den mit Hochhecken begrenzten Flächen oftmals Gemüse gezogen. Die Heckenrückseiten mussten deswegen kahl sein und gerade geschnitten werden, um einen optimalen Wärmegenuss bei geringer Schattwirkung zu gewährleisten – eine der bäuerlichen Kulturlandschaft entlehnte Praxis. In zahlreichen historischen Parkanlagen sind bis heute Gehölzbestände erhalten, die durch das Vorkommen schnittunempfindlicher Arten und die deutlich erkennbaren Schnitthorizonte auf die Praxis des ehemaligen Formschnitts verweisen. An den hohen Linden vor dem Schloss Hohenstadt in Abtsgmünd (Ostalbkreis) wird die ursprüngliche Schnitthöhe durch die tiefe Lage des Kronenan-satzes am Stamm deutlich erkennbar (Abb. 9). Wie sehr der Zeitgeschmack Einfluss auf die Arten- und Sortenwahl der Gehölze in historischen



8 In Form geschnittene Eiben vor dem Schloss Esterházy bei Sopron am Neusiedler See (Westungarn).



9 Die alten Linden vor dem Schloss Hohenstadt in Abtsgmünd (Ostalbkreis).

Gärten und Parks genommen hat, belegt auch die Vorliebe für ausländische Gehölze, die sich im 19. Jahrhunderts in der Anlage von Exotenwäldern und Pineten (Nadelholzpark) manifestierte. Wie Ulrich Wilhelm am Beispiel des Exotenwaldes in Weinheim an der Bergstraße beschreibt, ergab sich durch die verkehrstechnische Entwicklung die Möglichkeit, Pflanzen aus anderen Erdteilen kennenzulernen, zu erwerben und auch zu kultivieren. Die fremdländischen Gewächse waren alles andere als billig und deswegen besonders exklusiv. Der Weinheimer Exotenwald ist mit seinen beeindruckenden, noch heute lebenden Nadelbäumen nordamerikanischer und nordafrikanischer Herkunft, darunter Mammutbaum (*Sequoiadendron giganteum*), Riesenlebensbaum (*Thuja plicata*), Lawsons Scheinzypresse (*Chamaecyparis lawsoniana*), Flusszeder (*Calocedrus decurrens*) und Atlaszeder (*Cedrus atlantica*) ein gutes Beispiel, die Exotenlust seiner früheren Besitzer kennenzulernen.

Der Quellenwert von Jahrringen

Die Dendrochronologie ist eine gängige archäologische und kunstgeschichtliche Methode zur jahrgenauen Altersbestimmung von Hölzern. Sie ermöglicht die zeitliche Zuordnung über das Zählen von Jahrringen und den Vergleich von Jahrringsfolgen. Sie geht von der Annahme aus, dass Baumringe von Jahren mit guten Wachstumsbedingungen breiter sind als solche von Jahren mit schlechten Lebensbedingungen. Da für alle

Bäume einer Art in einem bestimmten Gebiet die Lebensbedingungen annähernd gleich sind, weisen also alle Bäume einer Art dieser Region das gleiche charakteristische Muster von schmalen und breiten Jahrringen auf. Doch Baumringe verraten mehr als die Lebensjahre von Bäumen. Sie bergen eine Fülle von Informationen zu wechselnden Umweltbedingungen, die sich auf das Dickenwachstum von Holzpflanzen auswirken, wie das Klima, Überflutungen, Brandereignisse, Schadstoffwirkung, Insektenfraß, Bodenmelioration, Baumschnitt oder -freistellung. Neben der Breite der Jahrringe sind ihre Struktur, die Dichte des Holzes, seine chemische und physikalische Zusammensetzung sowie die Zellstrukturen innerhalb der Jahrringe interessant. Die Zuordnung dieser Merkmale zu bekannten Umweltereignissen erlaubt die Rekonstruktion der Umweltbedingungen, die während des Gehölzwachstums herrschten. Jahrringe sind deshalb ein Datenspeicher, dessen Informationsgehalt weit über das Baumalter hinausgeht.

Pflanzen als Objekte der Erfahrbarkeit individueller Lebensgeschichte(n)

Im Jahre 1815 schickte Johann Wolfgang von Goethe ein Gedicht mit dem Titel „*Ginkgo biloba*“ an seine Muse Marianne von Willemer, die Frau des Frankfurter Bankiers Johann Jakob Willemer. Er legte zwei Blätter eines Ginkgobaumes bei, die er im Park des Heidelberger Schlosses gepflückt hatte. Anlass für diese amouröse Post war

10 *Stamminschriften an einer Buche im Schlosspark von March-Hugstetten bei Freiburg.*

die innige Verbundenheit von Goethe und Willemer. Die Verse und das geteilte Ginkoblatt bringen das naturhafte Einander-zugeordnet-Sein des Paares zum Ausdruck. Ginkobaum und -blatt wurden so zum Symbol ihrer gegenseitigen Gunst, zum Denkmal ihrer Liebe.

Aspekte individueller Lebensgeschichten sind auch heute noch durch Parkpflanzen, insbesondere Bäume, erfahrbar. Sie erschließen sich manchmal in vollem Umfang, offenbaren sich jedoch meist nur bruchstückhaft. So ist der Stamm einer mächtigen Buche am Eingang des historischen Schlossparks in March-Hugstetten bei Freiburg, den Konrad von Andlau-Birseck zu Beginn des 19. Jahrhunderts anlegen ließ, mit unzähligen Inschriften übersät (Abb. 10). In rund drei Metern Stammhöhe fällt eine Jahreszahl auf, wahrscheinlich das Jahr 1870. Wenn auch die Quellen keinen Hinweis auf die Bedeutung dieser Inschrift geben, so kann davon ausgegangen werden, dass sie sicher nicht grundlos angebracht wurde. Dem Schreiber war sie scheinbar so wichtig, dass er keine Mühe scheute, sie in dieser Höhe anzubringen. Buchstaben in Baumstämmen zu ritzen, ist für viele ein blinder Vandalismus. Doch so wie altrömische Mauergraffitis von der antiken Alltagswelt berichten, überliefern Stamminschriften oft Ähnliches aus der jüngeren Vergangenheit – vielleicht ohne Bedeutung für die Allgemeinheit, für den Urheber jedoch durchaus von Belang.

Ein weiterer Erinnerungsbaum befindet sich im Landschaftspark der Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen in Krauchenwies. Der im 19. Jahrhundert entstandene Park gilt als Kleinod der Gartenbaukunst und lockt zu jeder Jahreszeit viele Einheimische und Besucher zu einem erholenden Spaziergang. Jenseits des Andelsbachs steht nordwestlich des fürstlichen Landhauses eine alte, durch den lange zurückliegenden Baumschnitt mehrfach zwieselige und tiefkronige Linde. An ihrem Stamm befindet sich ein Muttergottesbild, das täglich mit frischen Blumen und Kerzen geschmückt wird (Abb. 11). In der Geschichte des Parks kommt dieser Linde eine besondere Bedeutung zu. Bis Mitte der 1980er Jahre befand sich im Alten Schloss, östlich des Landhauses, ein Kindererholungsheim, das von Schönstattschwestern betreut wurde. Da die Marienverehrung im Leben der Schönstattbewegung eine zentrale Rolle einnimmt, brachten die Schönstattschwwestern das Andachtsbild an der Linde an, um mit ihren Zöglingen davor zu beten, zu singen und zu spielen. Im Rückblick mögen die Menschen, die sich einst um die Linde versammelten, gemischte Gefühle haben. Der eine mag damit die Zucht und Strenge einer konservativen Erziehung verbinden, für einen anderen ist sie



vielleicht ein Symbol des Vertrauens, der Geborgenheit und ein Stück Heimat. Es ist jedoch kaum vorstellbar, dass Baum und Bild im Gedächtnis dieser Menschen belanglos sind und keine Spuren hinterlassen haben.

Konsequenz für eine moderne Gartendenkmalpflege

Die genannten Beispiele bringen zum Ausdruck, dass Pflanzen in historischen Gärten und Parks keine geschichtslose, jederzeit ersetzbare Materie oder austauschbare Massenware sind. Bäume und Sträucher, Gräser und Kräuter vermitteln ein breites Spektrum an Werten – historische, ökologische, ästhetische und soziale. Die zukünftige Planung und Entwicklung historischer Gärten und Parks muss diesen Werten Rechnung tragen, im Sinne der Akzeptanz gegenüber breiten Bevölkerungskreisen, besonders aber gegenüber den Grundsätzen, denen die Denkmalpflege selbst verpflichtet ist. Der Denkmalbegriff, wie er etwa im Brockhaus-Lexikon (1988, Bd. 24, S. 251) definiert wird, geht „von der zeugnishaften, vielfältig befragbaren, unwiederholbaren geschichtlichen Originalsubstanz aus, bindet also historische Dimension untrennbar an die materielle



Existenz (und damit grundsätzlich auch an die unüberwindbare Hinfälligkeit) des Denkmals“. Für die berühmten Gartenhistoriker Brigitt Sigel, Erik de Jong und Erika Schmidt sind Denkmäler deshalb nicht primär Kunstwerke, sondern gebaute Dokumente: Gegenstände, die in der Vergangenheit von Menschenhand geformt wurden, die, gekennzeichnet von den Spuren durchlebter Zeit, noch immer vorhanden sind und eine Botschaft aus der Vergangenheit für unsere Gegenwart transparent machen. An dieser Definition des Denkmalbegriffs ändern weder neu ins Bewusstsein getretene Objektgattungen wie etwa historische Parkanlagen noch die Verschiedenheit der Baumaterialien etwas, so wie konservieren immer nur bedeuten kann, einen irreversiblen Prozess zu verlangsamen, zu kontrollieren, aber nie, ihn ganz aufzuheben. Vor diesem Hintergrund sollte die Gartendenkmalpflege die Spuren der Vergangenheit in der Vegetation so lange wie möglich bewahren, ohne jedoch den Prozess des Alterns zu unterbinden. Die Zerstörung eines Pflanzenbestandes zum Zweck einer Rekonstruktion, womöglich auf der Grundlage unzureichend interpretierter historischer Pläne, schließt sich damit von selbst aus. Vielmehr kommt es darauf an, die Zeichen der Geschichtlichkeit von Flora und Ve-

getation in einem historischen Garten gründlich zu dokumentieren und zu analysieren, um daraus zukunftsweisende Pflege- und Entwicklungskonzepte abzuleiten.

11 *Genius loci: Hl. Maria am Lindenstamm im Park von Krauchenwies bei Sigmaringen.*

Dank

Mein Dank gilt Herrn Prof. Dr. Dieter Planck, Esslingen, für die Möglichkeit, anlässlich der Eröffnung des Tages des Offenen Denkmals in Sigmaringen zu diesem Thema einen Vortrag zu gestalten, und Frau Monika Cramer, Kirchentellinsfurt, für die wertvollen Informationen zum Schlosspark in Krauchenwies.

Literatur

- D. Altwig, G. Garnatz: Der Tiergarten in Hannover, 2005 – Im Internet unter:
[http://www.hannover.de/data/download/umwelt_bauen/umw_gruen_LHH/](http://www.hannover.de/data/download/umwelt_bauen/umw_gruen_LHH/Der_Tiergarten.pdf)
 Der_Tiergarten.pdf, abgerufen am 11.01.2007.
- Geliebte alte Stadt, hg. v. S. Büche, I. Krummer-Schroth, I., Freiburg 1971.
- H. Ellenberg, H. E. Weber, R. Düll, V. Wirth, W. Werner, D. Paulißen: Zeigerwerte von Pflanzen in Mitteleuropa. Scripta Geobotanica, Bd. 18, Göttingen 1992.
- I. Kowarik: Historische Gärten und Parkanlagen als Gegenstand eines Denkmal-orientierten Naturschutzes, in: Naturschutz und Denkmalpflege, hg. v. I. Kowarik, E. Schmidt, B. Sigel, Zürich 1998, S. 111–139.
- H. D. Krausch: „Kaiserkron und Päonien rot...“ Entdeckung und Einführung unserer Gartenblumen, München–Hamburg 2003.
- M. Machatschek: Laubgeschichten, Wien–Köln–Weimar 2002.
- M. Nath: Historische Pflanzenverwendung in Landschaftsgärten, Worms 1990.
- Der Garten – ein Ort des Wandels, hg. v. B. Siegel, E. A. de Jong, E. Schmidt, Zürich 2006.
- A. Siegl: Flora und Vegetation mittelalterlicher Burg-ruinen, in: Naturschutz und Denkmalpflege, hg. v. I. Kowarik, E. Schmidt, B. Sigel, Zürich 1998, S. 111–139.
- H. D. Stoffler: Der Hortulus des Wahlfried Strabo, Sigmaringen 1996.
- U. Wilhelm: Der Weinheimer Exotenwald. Pflanzen der Welt am Odenwald, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 35/3, 2006, S. 158–163.

Dr. Franz Höchtl

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
 Institut für Landespflege
 Tennenbacher Str. 4
 79106 Freiburg im Breisgau



Das „Krenkinger Schlössle“ in Engen

Ein landschaftsprägendes Stadtschloss mit vielen Eigentümern

Die Südspitze der hervorragend überlieferten Stadtanlage von Engen im Hegau, Landkreis Konstanz, wird durch eine Burg befestigt, die im 16./17. Jahrhundert zum Stadtschloss ausgebaut wurde. Dieser städtebaulich bedeutende Baukomplex ist bisher erstaunlich wenig erforscht. Im Zuge des Eintragungsgutachtens als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung nach §12 sowie durch eine Sondierungsgrabung und geologische Beobachtungen ergaben sich eine Reihe neuer Erkenntnisse über Alter, Umfang und Wertigkeit der Anlage. So waren bisher zum Beispiel der historische Burgzugang und damit die Bedeutung der Vorburg sowie die systematische Erweiterung des Burgplateaus im 16. Jahrhundert in Vergessenheit geraten. Diese Baugeschichte wird auch deswegen hier vorgestellt, weil dieses Wissen als Grundlage für die Erhaltung gerade bei einer besitzmäßig stark aufgesplitterten Anlage allen Betroffenen zur Verfügung stehen sollte.

Petra Wichmann

Lage

Das Krenkinger Schloss liegt auf einem nach Süden ansteigenden und breiter werdenden, dann steil abfallenden Felssporn (Abb. 1, 2). Es beherrschte jahrhundertlang die strategisch wichtige, für die Stadt namensgebende Engstelle, die der Talbach zwischen Schlossfelsen und Fuß des Ballenbergs im Westen gegraben hatte und durch die der wichtige Fernhandelsweg aus dem Thurgau, von Stein am Rhein und Schaffhausen zum Donauübergang bei Immendingen verlief. Vor Ort ist diese Situation durch Sprengungen und den Bau des Eisenbahndamms im 19. Jahrhundert verändert. Der Gegenhang nördlich der Burg war seit dem späten 13. Jahrhundert durch die Stadtanlage befestigt. Die schmale Verbindung zwischen Stadt und Burg markiert heute ein Geländeeinschnitt, sicherte früher wohl ein Graben. Dort verläuft in einem unterirdischen Stollen der Mühlbach.

Geschichte

Entstehung, Geschichte und Namensgebung des Krenkinger Schlosses sind bisher weitgehend ungeklärt. Eine systematische archäologische Untersuchung gibt es nicht. Im Jahre 2000 wurden allerdings im Zusammenhang mit dem Einbau eines behindertengerechten Aufzugs Eingriffe in das Kellermauerwerk des Südflügels des Schloss-

hauptbaus notwendig und dieses bei einer Sondierungsgrabung dokumentiert. Der betroffene Mauerabschnitt wies ein kleinteiliges Kalksteinmauerwerk mit Fugenstrich auf. (Abb. 3) Dieser Befund wird in das 11. Jahrhundert datiert. Nach Süden schließt jüngeres, aus unregelmäßigen Großquadern bestehendes Mauerwerk an. Damit ist belegt, dass die Burg wesentlich älter ist als die Stadt Engen und dass dieser uns bekannt gewordene älteste Bauteil ein Vorgängerbau des Wohnbaus, des Palas bzw. Schlossbaus, auf der höchsten Stelle der Befestigung war.

Um 1260 habe Eberhart „Friherr von Krenchingen“ im Schloss zu Krenchingen in der Stadt Engen gewohnt, die zu dieser Zeit noch ein offener Flecken war. Das überliefert uns Johann Jakob Rüeger 1605 in seiner „Schaffhauser Chronik“ als mündliche Aussage des damaligen Stadt- und Schlossherrn Maximilian Erbmarschall von Pappenheim. Engen ist 1289 erstmals als Stadt belegt. Die Sicherung der Befestigungsanlagen von Gründungsstädten durch Häuser des Adels oder andere große Massivbauten war durchaus üblich. So wurde der Sitz der Freiherrn von Krenchingen zur strategischen Sicherung der Südspitze der Stadt genutzt, die neue Pfarrkirche in der Nordostecke der Stadt, das Dominikanerinnenkloster in der Nordwestecke der Stadt exzentrisch errichtet, später erbauten die Herr von Reischach ihr Haus an der Ostmauer. Wir wissen jedoch nicht, wann die Herren von Krenkingen ihren Sitz in En-

gen aufgaben, in den Klettgau umsiedelten und in welchem Verhältnis sie zu den Stadtgründern standen. In der Hand der Herren von Hewen, der Stadtgründer, die ihren Sitz um 1170 auf den Hohenhewen oberhalb der Stadt verlegten und die ein urkundlich belegtes zweites Stadtschloss besaßen, ist Schloss „Krenchingen“ erst in einem Urbar des 15. Jahrhunderts belegt.

Stadt und Schloss kamen 1407/1477 an die Landgrafen von Lupfen-Stühlingen. Der Neubau von Renaissanceschloss und Reithaus bzw. Haberhauskasten oder Zehntscheune wohl als zeitgemäßer Wohnsitz der Familie des Stadtherrn lässt sich durch Bauinschriften und urkundliche Quellen mit drei Auftraggebern in Verbindung bringen: Mit Johann von Lupfen, 1532–37 Bischof von Konstanz, der vor der Reformation nach Engen geflohen war und den Ausbau von Schloss Krenchingen begonnen haben soll, aber bereits 1551 verstarb; mit Graf Joachim von Lupfen (regierte 1546–62), unter dem 1554/55 am Hauptbau der Südflügel aufgestockt wurde; mit dessen Sohn Graf Heinrich von Lupfen (regierte 1562–82), der sich gegen Ende seines Lebens bemüht haben soll, die Schlösser und Burgen seiner Herrschaft in Ordnung zu bringen. Unter ihm entstand der Diagonalerker an der Nordwestseite des Reithauses oder Haberhauskastens, von dem aus die Hauptstraße der Stadt nach zwei Seiten überblickt werden konnte und der Teil der repräsentativen Außenansicht des Stadtschlusses gegen die Stadt ist.

1583 kam Engen an die Erbmarschälle von Pappenheim. Es wird aufgrund wehrtechnischer Details angenommen, dass damals bzw. um 1600 die Wehranlagen ausgebaut wurden. Das Schloss

selbst diente ab 1607 der Gemahlin von Maximilian von Pappenheim als Wohnung. Es war eine glanzvolle Zeit. 1639–1806 war es im Besitz der Grafen, späteren Fürsten von Fürstenberg. 1640 wurde es durch schwedische und Hohentwieler Truppen in Brand gesteckt; 1802 plünderten und verwüsteten es französische Truppen. Im 19. Jahrhundert wurde Schloss Krenkingen an Privat verkauft. Die Kernburg wurde lange Zeit durch die benachbarte Felsenbrauerei genutzt. Das Haupthaus ist seit Ankauf durch den Badischen Staat 1892 Sitz verschiedener Behörden. Der repräsentative Speicherbau wurde in den 1970er-Jahren an die Stadt Engen weiterverkauft, über das Jägerhaus werden aktuell Verhandlungen geführt. Die Häuser der Vorburg dienen seit dem 19. Jahrhundert als Wohnhäuser.

Das Schloss des 16./17. Jahrhunderts nach Bildquellen

Bildquellen des 17. Jahrhunderts überliefern uns dieses Renaissanceschloss vor und nach den Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges. Die Darstellungen von Hans Caspar Lang in der Schaffhauser Chronik von 1605 und der Stich Merians, der 1643 datiert ist, aber wohl auf der Grundlage von Vorlagen entstand, die vor der Zerstörung von 1640 gefertigt wurden, zeigen die Anlage von Osten (Abb. 4, 5). Das Engener Stadtschloss, das nicht nur die Landschaft, sondern – topografisch überhöht gezeichnet – auch die Stadt beherrscht, ist mit einer Eigenbefestigung umwehrt.

Damals war der älteste sichtbare Teil der sich im Zentrum der Burganlage erhebende Bergfried,



1 Schloss Krenkingen von Südwesten, Luftbild 1986.

2 „Kränkinger Schlössle“, Gemarkungsatlas, 1877. Die Wohngebäude sind rötlich wiedergegeben, die Ökonomiegebäude hellocker. Innerhalb von Mauern und Zwinger liegt das L-förmige Hauptgebäude, nördlich davon das Jäger- oder Amtsdiennerhaus, zu dem damals noch ein Ökonomiegebäude gehörte. Im Nordwesten steht das Reithaus oder der Haberhauskasten. Die Gebäude mit den Flst. Nr. 22, 23 an der Westseite sind nachträglich in den Zwingerbereich gebaut. An der Ostseite zeichnet sich die Vorburg ab mit den Gebäuden Flst. Nr. 25, 26 und 49–51 sowie dem im Bereich der Burg unterirdisch verlaufenden Mühlegraben und der heute nicht mehr existierenden Mühle.

ein spätromanischer, mit Großquadern oder Buckelquadern gemauerter Wehr- und Wohnturm (12./13. Jahrhundert) mit Anbauten und jüngeren Aufsatz. Der ursprüngliche Burgzugang mit der Schildmauer an der Ostseite ist auf beiden Abbildungen dargestellt. Er führte von der Vorburg zur Burg. Diese ist im Vordergrund als großer, der Burg östlich vorgelagerter Wirtschaftshof mit Mühle dargestellt. Die Bezeichnung Sennhof war noch im frühen 20. Jahrhundert gebräuchlich. Die Vorburg war damals mit Mauern und Rundturm selbst Teil der Befestigung. Die Wehrmauern der Kernburg folgen den Hangkanten, im Südteil weitet sich die Befestigung im Ausbauzustand der Zeit um 1600 an den drei freistehenden Seiten des Renaissanceschlusses zu einer rechteckigen Befestigungsanlage mit Zwinger. Dieser Zwingerbereich ist eine damals kunstvoll geschaffene Erweiterung des Burgareals (siehe Kasten). Besonders stark gesichert ist die Südwestecke dieses Zwingers mit dem mächtigen, bis heute erhaltenen Rundturm. Hier verlief unterhalb der Burg die Landstraße und war der mögliche Beschuss vom Gegenhang her abzuwehren. Ein zweiter, kleiner Rundturm, den das Ölbild von Martin Menrad von 1688 zeigt,

könnte eine weitere bastionäre Befestigung an den Futtermauern der Westseite gewesen sein, dürfte aber eher zum Unteren Stadttor gehört haben (Abb. 6).

Das als Residenz der Stadtherrin genutzte Renaissanceschloss des 16./ frühen 17. Jahrhunderts ist ein L-förmiger Staffelgiebelbau mit wenigstens drei Geschossen sowie neben der Umbauung des Donjons vier Nebengebäuden an der Ostmauer, darunter nach Norden zur Stadt einem Gebäude mit hohem Staffelgiebel, der auf dem detailfreudigen Merianstich samt einem bekrönenden Storchennest dargestellt ist. Das großvolumige Gebäude des Reithauses oder Haberhauskastens ist für diese Zeit mit Fachwerkobergeschoss und ohne Staffelgiebel überliefert. Eine kunstvolle Bewässerungsanlage muss vorhanden gewesen sein, denn der Zeichner gibt die Entwässerung mit Deichelleitungen wieder, die vom Schloss herunter die tiefer gelegene Vorburg im Osten bedienten.

Nach den Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges wurde, wie das Gemälde von 1688, das die Anlage von Westen überliefert, zeigt, zunächst der Südflügel des Schlosses wieder unter Dach gebracht. Der seiner Aufbauten beraubte Bergfried war vermutlich so stark beschädigt, dass er im Zuge des Wiederaufbaus des 17. Jahrhunderts abgebrochen wurde. Die hohen Mauern des Reithauses oder Haberhauskastens sind nur im Südteil überdacht, ansonsten wachsen aus dem ruinenen Gebäude Büsche und Bäume. Nach den dendrochronologischen Daten für diesen Dachstuhl (1674/75 d), war der Wiederaufbau 1688 aber bereits weiter fortgeschritten. Das dritte im 17. Jahrhundert wiederaufgebaute Gebäude, das Jäger- oder Amtsdiennerhaus an der Ostmauer, konnte vom Standpunkt des Zeichners nicht eingesehen werden. Von einem einst größeren Gebäude zeugen noch die Fensteröffnungen in der nordöstlichen Burgmauer. Insgesamt prägt der im Vergleich zum Renaissanceausbau wesentlich bescheidenere Wiederaufbau des 17. Jahrhunderts bis heute die bauliche Grundsubstanz von Schloss Krenkingen.

Hauptbau, Reithaus oder Haberhauskasten und Jäger- oder Amtsdiennerhaus

Auf Stichen und Fotos des 19. Jahrhunderts zeigt sich der dreigeschossige Staffelgiebel-Hauptbau noch mit unregelmäßiger Durchfensterung (Abb. 7, 9). Es ist anzunehmen, dass damals am Außenbau viel von der Originalsubstanz zumindest aus der Zeit der Renaissance erhalten war. Der wiederaufgebaute Ostflügel ist niedriger, besitzt nur ein Satteldach und Fenster im oberen Geschoss. Vermutlich diente er Wirtschafts- und La-



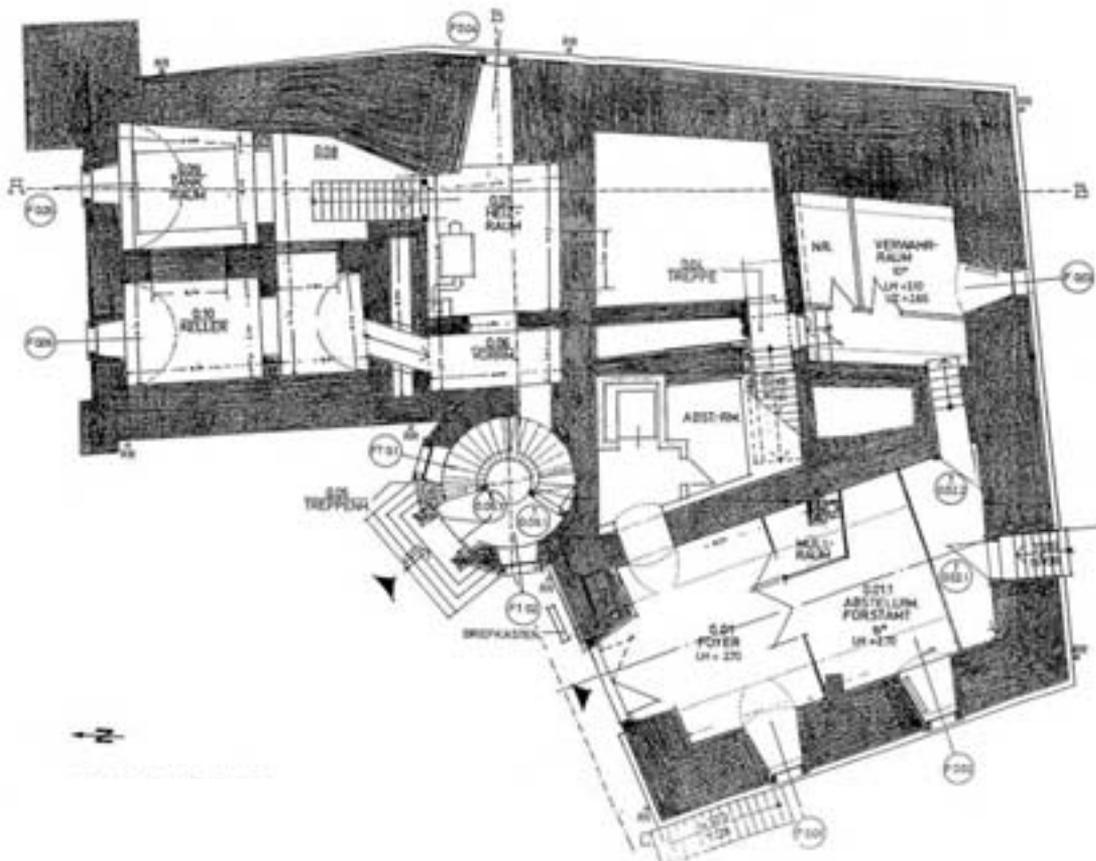
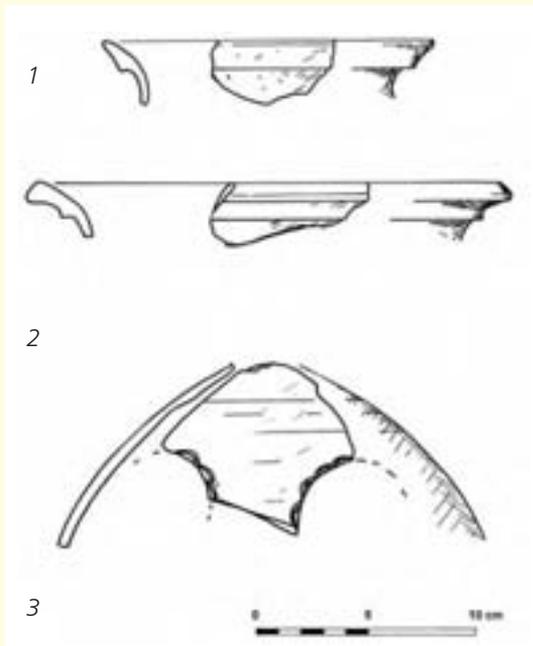
Funde aus der Karsthöhle unter dem Krenkinger Schloss

Durch Karsterscheinungen haben sich unter dem Fels, auf dem sich das Krenkinger Schloss erhebt, Klüfte und Höhlen ausgebildet. Im Zuge der Um- und Ausbauten im 16./17. Jahrhundert wurde der südlich vorgelagerte Bereich in die Schlossanlage mit einbezogen. Der zuvor nicht bebaute Bereich wurde durch eine Stützmauer umschlossen und das Gelände zum älteren Burgfelsen durch Gewölbe überspannt. Die Unterkonstruktion dieses heute als Garten genutzten Zwingers

ist von einer Karsthöhle aus durch eine senkrechte Kluft erkennbar. Durch Planierungen wurden verschiedene Klüfte mit Abraum der Vorgängeranlage verfüllt. Sickerwässer haben diese Verfüllschichten teilweise auserodiert, die Ablagerungen finden sich am Boden der Karsthöhle. In dem ausgeschwemmten Erdreich fand der ortsansässige ehrenamtliche Mitarbeiter Herr Berka neben Ziegelbruchstücken und Mörtelbrocken auch datierbare Keramikbruchstücke, die den Zeitpunkt der Erweiterung des Schlosses näher eingrenzen helfen.

Die ältesten Funde reichen in das 14. Jahrhundert zurück. Es handelt sich dabei um Kochgeschirr aus grauer und roter Irdenware. Im Formenspektrum sind neben Töpfen mit Kragenrand (Abb. 1) auch Fragmente von Dreibeintöpfen vorhanden. Die jüngeren, aus einer regional typischen, klingend hart gebrannten Keramik gefertigten Funde reichen in das 16. Jahrhundert. Aus diesem Material wurden große Vorratstöpfe mit einem Randdurchmesser bis 22 Zentimeter gefertigt (Abb. 2). Ein stark gewölbter Scherben mit ca. 5 Zentimeter großen Löchern, die mit Fingerkniffen verziert sind, ist als Fragment einer Gluthaube für das Herdfeuer anzusprechen (Abb. 3). Die Datierung der Funde deckt sich mit dem aus Schrift- und Bildquellen erschlossenen Beginn der Umbauten im 16. Jahrhundert.

Bertram Jenisch



3 Kellerplan von Schloss Krenkingen, das Kalksteinmauerwerk befand sich rechts neben dem Treppenturm, es wurde für den dort eingezeichneten Aufzugschacht entfernt.



4 Das Krenkinger Schloss auf einer aquarellierten Zeichnung von Hans Kaspar Lang, um 1605. Der Wehrturm mit für die Stauferzeit typischen Buckelquadern datiert ins 12./13. Jahrhundert. Im Vordergrund ist der Burgzugang von der Ostseite dargestellt. Am detailgetreu wiedergegebenen Hautgebäude sind sogar Zugläden eingezeichnet.

gerfunktionen. Bausubstanz aus der Wiederaufbauzeit hat sich im Inneren vor allem mit den Kelleranlagen und dem Dachstuhl des Südflügels erhalten. Auffällig ist zum Beispiel unter dem Ostflügel, dass durch Entlastungsbögen und Quertonnen verstärkte Fundamente auf dem offensichtlich auch hier schwierigen Untergrund errichtet wurden, um die Außenwände der mächtigen Gebäude zu tragen. Der Dachstuhl über dem Süd-Haupttrakt hat große Ähnlichkeit mit dem des ehemaligen Reithauses oder Haberhauskastens (s. d.). Er stammt zeitgleich aus der Wieder-

5 Die Stadtanlage Engen von Osten nach einem Stich von Merian (1643), Ausschnitt mit dem Krenkinger Schloss. Das Schloss ist im Zustand vor den Zerstörungen während des Dreißigjährigen Krieges wiedergegeben.



aufbauphase nach dem Dreißigjährigen Krieg. Die Konstruktion mit Hängewerk lässt weiter darauf schließen, dass sich zu dieser Zeit im darunter liegenden zweiten Obergeschoss ein Saalraum befand. Das deckt sich mit den Angaben bei Kraus, dass im Hauptbau bis zum Umbau des späten 19. Jahrhunderts alle Räume in allen Geschossen ohne Zwischenwände gewesen seien. Der Raum im zweiten Obergeschoss war als Saal konzipiert. Was wir nicht wissen, ist, ob in den unteren Geschossen Zwischenwände im 17. Jahrhundert nicht eingebracht worden waren oder ob sie später für die Lagernutzung entfernt worden waren.

Dieser Hauptbau des Engener Stadtschlusses, der an der Nordwestecke einen Eckquader mit der Datierung 1555 aufweist, daneben die Kopie eines Wappensteins derer von Lupfen, erhielt seine heutige Gestalt im späten 19. Jahrhundert. Er wurde 1892/93 unter Mitwirkung von Josef Durm, dem Leiter der Großherzoglichen Bauinspektion in Karlsruhe, durch den Bezirksbauinspektor Nebenius von der Bezirksbauinspektion Donaueschingen für die Behördennutzung gründlich umgebaut. Damals wurde der Bestand – wohl nach dem Vorbild des Merianstiches – wieder zu einer Staffelgiebel-Winkelanlage ergänzt und dabei historisierend in Anlehnung an die Formen der ursprünglichen Bauzeit überformt. Der Ostflügel erhielt einen Staffelgiebel, die Wände wurden gleichmäßig durchfenstert und dabei alle Gewände erneuert, ein neuer runder Treppenturm ersetzte den viereckigen, über dessen Eingangstüre der originale Wappenstein derer von Lupfen mit der Datierung 1536 eingelassen war (Kraus) (Abb. 8, 10). Auch die Ausstattung im Inneren mit Türen, Türgewänden, hohen Scheuerleisten und vereinzelt Stuckleisten stammt aus der Zeit des historistischen Umbaus. (Seit der letzten Renovierung 2001 sind manche dieser Ausbaudetails auf dem Dachboden gelagert.)

Der zweite große Staffelgiebelbau, der „Haberhauskasten“ (Kornhaus, Zehntscheune), der (nach Kraus) zeitweilig auch als Reithaus diente, steht im Nordwesten des Burgareals auf der Burgmauer und gleicht den Höhenunterschied zwischen Burghof und Hauptstraße aus. Seit dem 19. Jahrhundert gehörte er zur Felsenbrauerei, wurde als Lagerraum und Stallung genutzt, und heißt deshalb auch „Felsenscheuer“.

Auffällig an dem dreigeschossigen verputzten Bruchsteinbau mit den Aufzugsläden ist die für einen reinen Nutzbau ungewöhnlich aufwendige architektonische Gestaltung des zweiten Obergeschosses, mit dem nach Nordwesten zur Hauptstraße gerichteten Diagonalerker (Auftaktbild, Abb. 11, 12). Letzterer ist eine Fachwerkkon-

struktion auf einem Sandsteinsockel in Renaissanceformen mit der Datierung 1570, der – in Teilen überformt – noch heute von der bildhauerischen Ausgestaltung des Krenkinger Schlosses im 16. Jahrhundert Zeugnis gibt. Das zweite Obergeschoss ist weiterhin mit spätgotischen Gruppenfenstern und Türen an den Längsseiten als etwas Besonderes gekennzeichnet (vgl. Kraus; 1974–79 verändert). Auch im Inneren weisen Hängewerk, Nuten für eine Decke in den Deckenbalken über dem zweiten Obergeschoss sowie eine den Boden des zweiten Obergeschosses verstärkende, brückenartige Holzkonstruktion unter der Decke des ersten Obergeschosses auf eine Nutzung bzw. auf eine vorgesehene Nutzung des zweiten Obergeschosses als Saalraum mit hoher Deckenlast hin. Die Wände im Inneren wurden allerdings nicht oder nicht wieder verputzt.

Nach heutigem Kenntnisstand kann man vermuten, dass unter den Bauherren, Bischof Johann von Lupfen, der für sein Exil in Engen einen würdigen Wohnsitz benötigte, sowie unter Graf Heinrich von Lupfen, während dessen Regentschaft der Erker angebracht wurde, das Gebäude oder zumindest das zweite Obergeschoss für eine repräsentative Nutzung baulich ausgestaltet war. Nach dem Dreißigjährigen Krieg und unter neuen Stadtherren entstand der uns überlieferte herrschaftliche Nutzbau, der aber möglicherweise wiederum im zweiten Obergeschoss eine Sonderfunktion beherbergte. Nach einem Aquarell von Sperli war er um 1835 von der Hofseite durch eine Außentreppe, eine teilweise überdachte Holzkonstruktion, gesondert erschlossen. Nach Beispielen



aus der Schweiz wurde eine Zeughausnutzung vorgeschlagen; das ist aber nur Vermutung. Das „Jägerhaus“ oder Amtsdiennerhaus im Nordosten der Anlage ist ein über hohem, mutmaßlich älterem Kellersockel errichteter eingeschossiger Satteldachbau, dessen östliche Außenwand zum Teil durch die Ringmauer gebildet wird. Das Obergeschoss ist im 17. Jahrhundert und wieder um 1835 als freiliegende Fachwerkkonstruktion dargestellt. Beim Umbau zu einer staatlichen Dienstwohnung 1892/93 wurde der vorbarocke Grundriss beibehalten. Eine Relieftafel mit Kreuzigungsgruppe und Wappen, die sich vermutlich auf den Engener Schultheißen Kändlerlin und seine Frau (Mitte 16. Jahrhundert) beziehen, ist in der nördlichen Sockelgeschosswand eingemauert.

6 Engen mit Krenkinger Schloss von Westen, von Martin Menradt (Ausschnitt), Ölbild 1688. Nach der Zerstörung ist der Hauptbau wieder aufgebaut, dem Wehrturm fehlen die Aufbauten, beim Haberhauskasten ist nur einer kleiner Teil überdacht, ansonsten wachsen Büsche und Bäume aus dem ruinösen Gebäude.



7 Auf dem Aquarell von J. Jaques Sperli um 1835 (Ausschnitt), sieht man den Hauptbau in der Ausformung des 17. Jahrhunderts, das Jägerhaus und dahinter den Haberhauskasten, dessen repräsentatives Obergeschoss durch eine überdachte Außentreppe erschlossen wird. Die Vorburg oder der Sennhof wird noch weitgehend von einer Mauer umschlossen. Der Burgzugang ist bereits verlegt. Die beiden Häuser direkt unter dem Hauptgebäude haben sich bis heute erhalten.

8 *Krenkinger Schloss von Westen mit Zwinger, Stützmauern und starkem Südwestrundturm. Das Hauptgebäude im Zustand, wie es nach dem Dreißigjährigen Krieg wiederaufgebaut wurde, 1887 von R. Redtenbacher, Zinkhochätzung.*

Befestigung und ursprünglicher Burgzugang

Die Burgmauer mit dem starken Rundturm an der Südwestecke hat sich an Ost-, Süd- und Westseite im Ausbauzustand des späten 16., frühen 17. Jahrhunderts überliefert. Die nördliche Schmalseite gegen die Stadt wurde spätestens nach dem Verkauf von Schloss Krenkingen an den Wirt der Felsenbrauerei – sie verlief mitten über den Besitz der Felsenbrauerei – niedergelegt. Für den heutigen Besucher scheint der Burgeingang an dieser Stelle gelegen zu haben. Stadt und Burg sind zusammengewachsen, die Burgmauer wirkt seither wie ein Teil der Stadtmauer. Der ursprüngliche Burgzugang an der Ostseite wurde aufgegeben und ist durch eine gründliche Renovierung der Mauer in diesem Bereich, die vermutlich um 1900 erfolgte, heute nicht mehr ablesbar.

Über die Gestaltung von Burg- bzw. Schlosshof wissen wir kaum etwas. Die Zwingerbereiche wurden in Friedenszeiten als Gärten genutzt. Im 19. Jahrhundert unterhielt die Felsenbrauerei einen Biergarten.

9 *Ein frühes Foto von 1891 gibt die Südseite der Anlage wieder und vermittelt einen guten Eindruck von der einstigen strategischen Bedeutung von Schloss Krenkingen. Überliefert ist der Zustand kurz vor der eingreifenden Restaurierung des 19. Jahrhunderts.*

Vorburg

Die Vorburg oder der Sennhof ist, da die Zugehörigkeit zur Burg durch Verlegung des Burgzugs nicht mehr anschaulich gegeben ist, in Vergessenheit geraten. Zudem wurde die große



Schlossmühle im Norden der Vorburg abgebrochen und die übrige Bebauung, meist kleine Häuser, seit dem 19. Jahrhundert privatisiert und sehr unterschiedlich tradiert. Dabei hat sich die direkt an die östliche Burgmauer anschließende und entlang einer parallel führenden kleinen Gasse errichtete Bautengruppe in der von der Vorburgmauer rechteckig umgrenzten Form überliefert. Erhalten sind Teile der südlichen Schenkelmauer mit einer Schießscharte sowie die heute in die Häuser integrierte Ostmauer samt einem charakteristischen Rundturm des 16. Jahrhunderts (Abb.13, 14). Das giebelständige, hohe Haus, dessen Rückwand die Burgmauer darstellt, fällt aus der ansonsten traufständigen Bebauung mit kleinen Häusern auf den historischen Darstellungen und im heutigen Bestand heraus. Die Vorburgbebauung reicht, soweit sie im Altbestand überliefert ist, in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zurück, also auch in die Zeit des Wiederaufbaus nach dem Dreißigjährigen Krieg. Die kleinen Häuser an der Ostseite wurden allerdings im Laufe des 20. Jahrhunderts unter Einbeziehung der Stadtmauer um die Tiefe eines Raumes nach Osten erweitert bzw. in den letzten Jahren – ohne Kenntnis ihrer historischen Bedeutung – teilweise stark erneuert.

Einheitliche Besitzstrukturen erleichtern es, für ein solch komplexes Gebilde wie ein Stadtschloss



10 *Krenkinger Schloss, Foto bald nach der Fertigstellung der Restaurierung unter Durm als Winkelanlage mit Staffeligiebeln und gleichmäßiger Durchfens-terung. Links im Bild der zweite große Staffeligiebelbau wird als Haberhaus-kasten, Kornhaus, Zehntscheune, Reit-haus oder Felsenscheuer bezeichnet.*

mit seiner Vorburg ein einheitliches Erhaltungskonzept zu entwickeln und umzusetzen. Es bleibt deshalb zu hoffen, dass das Land wenigstens bei Kulturdenkmalen von besonderer Bedeutung von der weiteren Besitzersplitterung durch Abverkauf von einzelnen Gebäuden absieht.

Literatur

Hegauer Impressionen. Alte Ansichten bis 1850, Jahrbuch 62/2005 des Hegau-Geschichtsvereins.

Hans-Wilhelm Heine: Studien zu Wehranlagen zwischen der jungen Donau und westlichem Bodensee, in: Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 5, Stuttgart 1978, S. 62–63.

Joachim Hotz: Die Bau- und Kunstdenkmäler, in: Berner, Herbert, Engen im Hegau, Bd. I, Sigmaringen 1983, S. 223 ff.

Franz Xaver Kraus: Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz, Freiburg 1887, S. 30 ff.

Michael Losse: Burgen im Hegau, Erlebniswege im Hegau, angrenzender Schweiz, westlichem Bodensee, hg. v. Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Stuttgart o. J.

Ortsakten Regierungspräsidium, Ref. 25 Denkmalpflege.

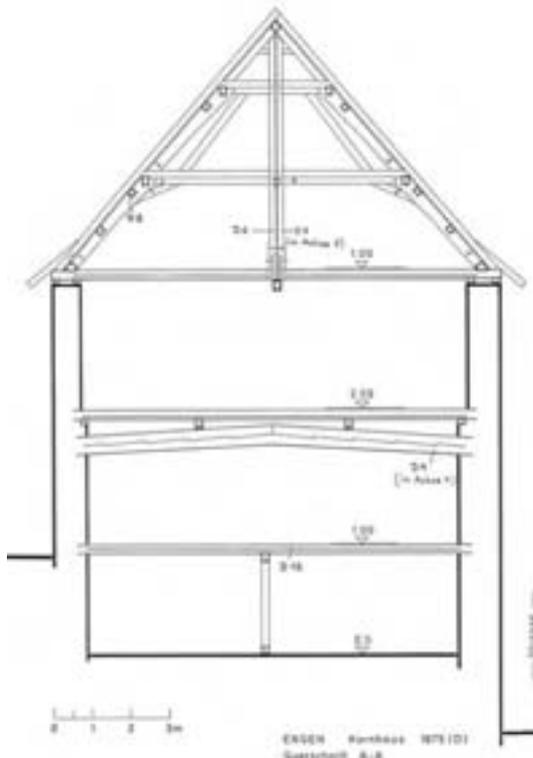
Wilhelm Miscellen Wetzels: Das Krenkinger Schloss in Engen, in: Hegau, 29/30 (1972/73), S. 278 ff.

Petra Wichmann

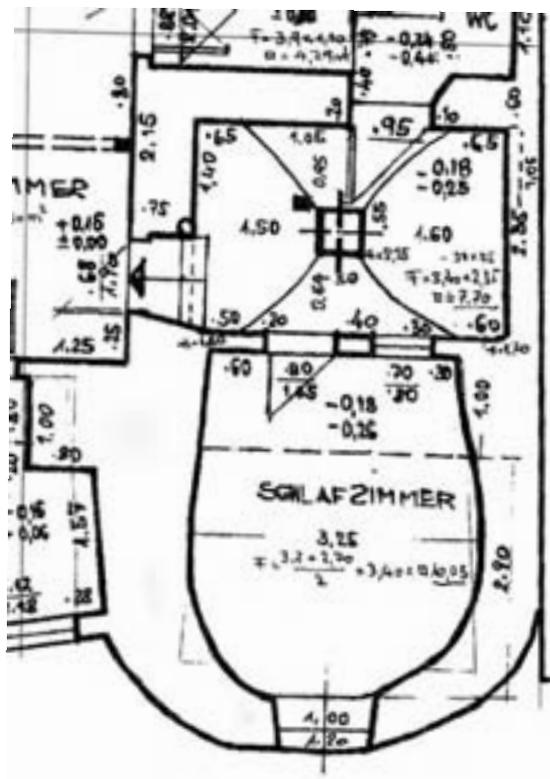
Regierungspräsidium Freiburg
Referat 25 – Denkmalpflege



11 Der Haberhauskasten von der Hofseite mit den repräsentativen Fenstern und der Türe im Obergeschoss, um 1990.



12 Schnitt durch den Haberhauskasten. Der mächtige Dachstuhl von 1675 (d) mit Hängewerk und die den Boden des zweiten Obergeschosses verstärkende, brückenartige Konstruktion weisen darauf hin, dass hier eine Nutzung mit sehr hoher Last vorgesehen war. (Plan H. Bleyer)



13 Die Vorburg oder der Sennhof, heute Leder-gasse, auf einem Foto der 1920er-Jahre. Die als Hausrückwand genutzte Mauer und der aus der Mauerflucht vorspringende Rundturm der Zeit um 1600 sind anschaulich ablesbar. Die massiven Teile sind bis heute erhalten, allerdings stärker umbaut.

14 Grundriss des Turmes in der Ledergasse 12, der rückwärtig einen kreuzgratgewölbten Keller besitzt. (Plan G. Sturm)



Der Großherzogliche Konservator in Baden und das Königsbacher Rathaus

Exemplarische Denkmalpflege am Beginn des 20. Jahrhunderts

Bis heute bestimmt das im Stil der Barockzeit mit reichem Zierfachwerk und Fenstererkern 1672 erbaute Rathaus den Ortsmittelpunkt von Königsbach-Stein, Enzkreis (Abb. 2). Seine in den Straßenraum ragende Vorhalle auf fünf gedrechselten Holzsäulen charakterisiert es noch heute als öffentliches Repräsentationsbauwerk. Anlässlich seiner Generalinstandsetzung im Zusammenhang mit einem Erweiterungsbau in den Jahren 2000–2003 wurde das hierzu erhaltene reichhaltige Archiv- und Dokumentationsmaterial ausgewertet. Daraus ergab sich ein Überblick über nahezu 100 Jahre Kontinuität und Wandel in der Geschichte der Denkmalpflege. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht die Jahrhundertinstandsetzung des Königsbacher Rathauses in den Jahren 1914/15, die exemplarisch Einblick in das Denkmalverständnis und die denkmalpflegerische Arbeit des Großherzoglichen Konservators zu Beginn des letzten Jahrhunderts gibt.

Rainer Laun

Vorgeschichte

Die älteste, bislang bekannte archivalische Nachricht zum Rathaus ist anlässlich des Einbaues eines Wachlokals mit Arrestzelle 1864 überliefert (Gemeindearchiv Königsbach-Stein, Generalia IV., Gemeindeverwaltung, 3. Gemeindevermögen). Zwei Skizzen des badischen Malers Karl Weysser (1833–1904) dokumentieren das Erscheinungsbild des Rathauses im Jahre 1868 (Abb. 1). Bestandspläne von 1891 überliefern erstmals Grundrissstruktur und Nutzung aller Räume. Im Bereich der damals noch auf der linken Traufseite geöffneten Erdgeschossarkaden befand sich das Wachlokal zwischen dem Eingang ins ungenutzte Erdgeschoss und dem Aufgang ins Obergeschoss. Der auch als Ratsschreiberei genutzte Ratssaal befand sich in der vorderen Gebäudehälfte. In dem nordwestlichen Winkel zu einem – 1912 abgebrannten – Nachbarhaus lag an abgelegener Stelle das wohl nur selten benutzte Zimmer des Bürgermeisters.

Ein grundlegender Umbau des Rathauses 1892 schuf eine deutliche Verbesserung der räumlichen Infrastruktur. In der südöstlichen Gebäudeecke wurde eine repräsentative dreiläufige Treppe ins Obergeschoss eingebaut. Der Ratssaal wurde in die hintere Haushälfte verlegt. Hinter dem Giebel zum Marktplatz richtete man nun an



1 Eine der 1868 datierten Weysserzeichnungen, auf der die damals noch vorhandenen 20-teiligen Originalfenster, die Vordächer und die seitliche Auskragung überliefert sind.

prominenter Stelle nebeneinander die Zimmer für den Bürgermeister und den Ratsschreiber ein. Ein weiterer 1905 erfolgter Umbau betraf das Erdgeschoss, wobei abermals das Wachlokal verlegt und zusätzlich das Grundbuchamt eingerichtet wurde.

Der Großherzogliche Konservator

Seit 1912 ist die staatliche Denkmalpflege am Königsbacher Rathaus beteiligt: „IM KRIEGSJAHRE 1914/15 D(IE) FASSADEN INSTANDGESETZT UND DAS INNERE UMGEBAUT. DER GROßH. KONSERVATOR“ (Abb. 3). Der Gedenkstein mit der ungewöhnlichen und seltenen inschriftlichen Nennung eines Konservators verweist auf eine Baumaßnahme, von der noch heute der einstige Schriftwechsel, die Ausschreibungs- und Vergabeunterlagen, die Rechnungen sowie die über 200 erhaltenen Bauzeichnungen und Skizzen Zeugnis ablegen. Dieser aus der Zeit bis 1920 erhaltene historische Aktenbestand beim Denkmalreferat des Regierungspräsidiums Karlsruhe überliefert in singulärer Ausführlichkeit einen fachlich äußerst intensiv betreuten und damit exemplarischen historischen Beratungsfall und gibt Einblick in die damalige Amtsstruktur (Altakten I/ 495-497 Königsbach und I/162, 163 Personalakten, siehe auch Personalakte Kircher in der Fachhochschule Karlsruhe im Altaktenbestand der Großherzoglichen Baugewerkeschule). Er steht damit in einer Reihe mit so herausragenden Objekten wie zum Beispiel den Burgen von Neidenstein (Rhein-Neckar-Kreis) oder Heidelberg-Handschuhsheim. „An den Großherzoglichen Konservator der öffentlichen Denkmale, Moltkestr. 9, Karlsruhe“, so lautete die damalige Anschrift des Amtes, das sich im Gebäude der Großherzoglichen Baugewerkeschule (des späteren Staatstechnikums, heute Technische Hochschule genannt) befand und in dem heute die Pädagogische Hochschule untergebracht ist. Direktor dieser zwischen Gewerbeschule und Polytechnikum angesiedelten einzigen technischen Mittelschule in Baden war seit 1883 Geheimer Oberbaurat Philipp Kircher (1846–1924; Abb. 4). Er nahm gleichzeitig die Aufgaben des Großherzoglichen Konservators der öffentlichen Baudenkmäler sowie die bautechnische Begutachtung der kirchlichen Denkmäler im Benehmen mit dem dafür zuständigen Konservator Prof. Sauer in Freiburg wahr (nebenamtlich). Von 1910 bis zu seinem Ausscheiden am 28. Mai 1919 war ihm Geheimrat Dr. Ernst Wagner als Großherzoglicher Konservator der Altertümer und weltlichen Baudenkmäler übergeordnet.

Kircher war zeitweise auch Mitglied der Großherzoglichen Baukommission und des Landesgewer-



2 Ansicht des restaurierten Rathauses, 1916

beamtes. Folge dieser personalen Verknüpfung der Zuständigkeiten war eine enge Zusammenarbeit mit Professoren und Studenten aus der Hochbauabteilung der Baugewerkeschule. Im Rahmen des obligatorischen Zeichenunterrichts wurden zahlreiche Gebäude- und Ruinenaufmassen für den Konservator gefertigt.

Bei der Bewältigung seiner (konservatorischen) Dienstaufgaben standen dem Direktor zum Zeitpunkt des hier besprochenen Bauvorhabens mehrere Mitarbeiter zur Verfügung: Sein Stellvertreter (?) war Regierungsbaumeister Otto Linde, der von 1935–39 Geschäftsführer des Landesdenkmalamtes war. Für die Wahrnehmung der Aufgaben der Bauleitung vor Ort, mit der der Konservator die Umsetzung seiner konservatorischen Anweisungen sicherstellte, werden als Bauführer und Bauaufseher Peter Heisel und Simon Essig genannt, beide in den Personalakten



3 Gebäudeinschrift am Königsbacher Rathaus.



unter der Bezeichnung „Ruinen- oder Schloßmurer“ geführt. Nach Bedarf wurden immer wieder Studenten unter Vertrag genommen: Genannt werden damals als Bauleiter Albert Kunzweiler und Heinrich Stöckle, dessen Abschlusszeugnis zu entnehmen ist, dass er als Bauzeichner für die Werkzeichnungen zum Königsbacher Rathaus verantwortlich war.

Die „Jahrhundertinstandsetzung“ 1914/15

Am 8. März 1912 beginnt der annähernd 200 Schriftstücke umfassende Briefwechsel zwischen der Gemeindeverwaltung, vertreten durch Bürgermeister August Fraenkle, dem Großherzoglichen Konservator, der zuständigen Baubehörde im Bezirksamt Durlach, dem für Zuschussangelegenheiten zuständigen Ministerium für Kultus und Unterricht, dem Ministerium des Inneren sowie den Handwerkern. Zur besseren Übersicht erscheint es sinnvoll, die Themen Verwaltungshandeln und konservatorisches Handeln gesondert darzustellen.

Finanzierung und Zuschuss

Im Rahmen der Verhandlungen über die Finanzierung der Rathausinstandsetzung spielte die Frage eines öffentlichen Zuschusses eine zentrale Rolle. In einem ersten Schreiben an das Bezirksamt Durlach bittet der Bürgermeister darum, den Kontakt mit dem Konservator herzustellen: „Wie dortseits bereits bekannt sein wird, ist das hiesige Rathaus ein Bauwerk, welches sich zur Erhaltung eines öffentlichen Baudenkmals eignen würde. Wir bitten daher, beim Konservator der öffentlichen Baudenkmale dahin wirken zu wollen, dass er die Erhaltung und laufende Instandhaltung des

hiesigen Rathauses als Staatsinteresse in die Hand nehmen möge, (gezeichnet) Fraenkle“ (Schreiben vom 8. März 1912). In seinem Antwortschreiben vom 26. März sichert der Konservator seine volle Unterstützung bei der Herrichtung des „altertümlichen“ Gebäudes zu und signalisiert die Möglichkeit eines Staatsbeitrages.

Für die Bauführung und das Aufmessen des Gebäudes erklärte sich die Denkmalbehörde zuständig, weshalb im Spätherbst 1912 Bautechniker Schwegler eine Bau- und Bestandsaufnahme durchführte. Die zum Teil von ihm signierten, datierten (6. November 1912) und vermassten Handskizzen umfassen unter anderem Grundrisse, Ansichten, Schnitte, Fachwerk- und Baude tails (Abb. 5). Auf der Grundlage dieser Pläne wurde eine Kostenschätzung für die Außeninstandsetzung ausgearbeitet, die der Gemeinde am 29. Januar 1913 zugeht mit dem Hinweis, dass ein Drittel der Kosten als Zuschuss beantragt werden könnte (3260 Goldmark). Aus seinem Bericht an das Kultusministerium als Bewilligungsinstanz ist ein gewisses Misstrauen des Konservators gegenüber dem Gemeinderat herauszulesen, resultierend aus „zuvor gemachten Erfahrungen“ bei der Instandsetzung der dortigen Burgruine. Die Verhandlungen seien daher „besonders vorsichtig zu führen“. Es wird erwo gen, das Bezirksamt darauf achten zu lassen, dass „von nun an ohne diesseitiges Einverständnis... keine Veränderungen am Rathaus vorgenommen werden dürfen“ (13. Februar 1913).

Der Gemeinderat stimmte am 8. März 1913 unter der Voraussetzung zu, dass auch das Rathausinnere „charakteristisch“ erneuert und „der Wunsch der Gemeinde bei Vergebung der Arbeiten zu förderst berücksichtigt“ würde, das heißt wohl bevorzugt ortsansässige Handwerker beauftragt werden sollten. Die Gemeinde drängte gleichzeitig auf einen Zuschuss in Höhe von 40 Prozent der Gesamtkosten. Diesen Anteil erwartet sie sogar auch für die auf circa 8500 Mark geschätzten Innenumbauten, an deren Ausarbeitung ein Lehrer der Baugewerkeschule, Prof. Kärcher, beteiligt war (Schreiben vom 3. Juli 1914). Nach einjährigen Verhandlungen ersuchte der Konservator schließlich um eine bindende Erklärung zur Kostenteilung und bot als Kompromiss an, „soweit unser (denkmalpflegerisches) Interesse berührt (ist), in weitestgehender Weise einen staatlichen Zuschuss von 500 Mark für die Herrichtung des Bürgersaals“ beantragen zu wollen. Das Ministerium war zwar grundsätzlich einverstanden mit dem Zuschuss von 33 Prozent für die Außeninstandsetzung, fühlte sich allerdings wegen des unabgestimmten Vorgehens in der Zuschusszusage für das Innere übergangen und erbat „nähere Begründung“ (4. April 1914).

Der Konservator rechtfertigte in seinem Antwortschreiben vom 15. April 1914 seinen Zuschussvorschlag mit dem Bemühen um die „Entfernung (von) Verunstaltungen“, sowie gleichzeitig einer „damit im engsten Zusammenhang stehenden, dem charakteristischen schönen alten Bauwerk entsprechende(n) und bessere(n) Ausgestaltung des Ratssaales sowie Veränderungen in der Eingangshalle und an der Treppe“. Außerdem berief er sich auf seinen Ermessensspielraum: „Um solche Arbeiten, die doch wesentlich der Denkmalpflege zu Nutzen kommen, zu fördern, muss der Konservator stets ab- und zugeben können und eine gewisse Bewegungsfreiheit haben, wie sie ihm auch seiner Zeit zugestanden war, als sie je ausgenutzt wurde. Andererseits verlangt aber auch die staatliche Förderung der Denkmalpflege, dass ab und zu Beiträge bewilligt werden, um dadurch einen Einfluss auf die Art und Weise der Ausführung und auch die eventuelle Verwendungsmöglichkeit der betreffenden Objekte sicherzustellen“. Das Ministerium billigte den damals offensichtlich nicht üblichen Zuschussvorschlag für die Innensanierung am 22. April 1914 „ausnahmsweise“.

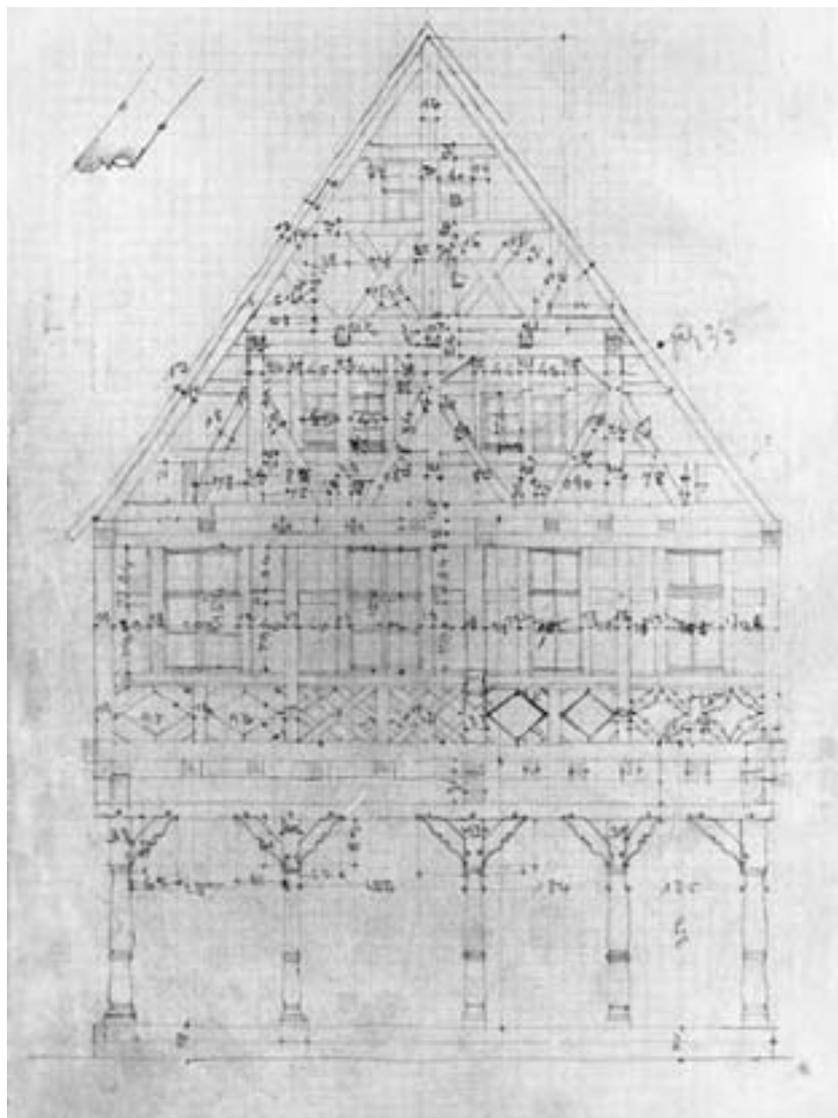
Nach der Einholung erster Kostenanschläge (21. April 1914), ergaben sich ganz überraschend Komplikationen bei der verwaltungsmäßigen Abwicklung des Verfahrens. Die Gemeinde wollte die Maßnahme aus Überschüssen der Sparkasse finanzieren, die damals eine kommunale Einrichtung war. Dagegen äußerte das Innenministerium als Aufsichtsbehörde Bedenken. Dies dürfe nur für den gesondert zu ermittelnden denkmalbedingten Kostenanteil erfolgen, um andere förderwürdige Einrichtungen nicht zu benachteiligen (27. 4. 1914). Der Gemeinderat führte dagegen an: „Sämtliche im Vorschlag aufgenommenen Bauarbeiten werden nur zur Erhaltung und Wiederherstellung des alten Rathausbestandes aufgewendet. Jedes Bedürfnis zu Bauveränderungen oder Reparaturen für die Gemeinde ist ausgeschlossen. Die ganze Durchführung der Sache geschah nur alleine auf Anregung des Großherzoglichen Konservators der öffentlichen Baudenkmale, nachdem uns letzterer das Rathaus nach seiner Wiederinstandsetzung als eines der schönsten und würdigsten öffentlichen Denkmale in der Umgebung von Karlsruhe darstellte“. Und weiter: „Sollte die (Finanzierungs-)Genehmigung versagt werden, und das Rathaus wie bisher – wenn dies notwendig wird – abgeweiselt und angestrichen werden, so bleibt die Künstlerhand für das Rathaus zugedeckt und weder Hiesige, weder Durchreisende können sich an einem echten Kunstwerk bereichern bzw. ihre Kenntnisse daran erweitern (Schreiben vom 30. April 1914).“ Der darauf vom federführenden Bezirks-

amt zur Stellungnahme aufgeforderte Konservator erläuterte die Sachlage, sodass schließlich die Baugelder wie gewünscht genehmigt wurden. Die tatsächlich angefallenen Gesamtkosten der Maßnahme betragen 12 316,07 Mark und unterschritten damit die Kostenschätzung um 83,93 Mark! Am 7. August wies das Ministerium für Kultus und Unterricht die Großherzogliche Landeshauptkasse die Restzahlung des Staatsbeitrags in Höhe von 1670 Mark an. Legt man zum Vergleich für die Umrechnung die Kosten für ein neues Eichenholzfenster damals (circa 250 Mark) und heute (circa 690 Euro) zugrunde, so entspricht die Umbausumme einem Betrag von circa 200 000 Euro nach heutigen Wertmaßstäben.

Grundbucheintrag

In dem Vereinbarungsentwurf, der vor der Zuschussbewilligung und dem Beginn der Arbeiten von der Gemeinde unterzeichnet werden musste, war der Eintrag einer beschränkten Grunddienstbarkeit vorgesehen. Mit diesem heute noch existierenden Eintrag zugunsten des Großherzog-

5 Aufmaß des Vordergiebels, signiert 1912.



lichen Badischen Landesfiskus wollte sich der Staat gegen spätere eigenmächtige Veränderungen an den bezuschussten Objekten absichern. Die Gemeinde befürchtete jedoch, dass die mögliche Versagung von künftigen baulichen Veränderungen zum Beispiel „bei eventueller Erweiterung usw. Vorwürfe seitens der Einwohner auslösen könnten. Da nun gem. § 130 Polizeistrafgesetzbuch eine Verunglimpfung des Rathauses als öffentliches Baudenkmal schon gesetzlich verboten ist, so bitten wir die derzeitige Verwaltung mit evtl. späteren Vorwürfen nicht belasten zu wollen... Wir hegen keine Zweifel, dass bei etwa notwendigen späteren Veränderungen nach charakteristisch angepasster Lösung die Staatsgenehmigung erteilt werden würde... zumal die Gemeinde... sicher kein Interesse hat durch Veränderungen das erhaltene Bild zu beeinträchtigen“ (Schreiben vom 2. Juni 1914). Da gleichzeitig mit der Gerüststellung begonnen worden war, bedurfte es einer schnellen Lösung des Problems. Otto Linde telefonierte am 4. Juni mit dem Bürgermeister – was nachweislich nur dreimal geschah – und wies darauf hin, dass bei Nichtunterzeichnung „widrigenfalls mit den Bauarbeiten aufgehört werden muss“ (Aktenvermerk vom

4. Juni 1914). Unmittelbar darauf ließ er den Bau einstellen.

Das Bezirksamt teilte nach Anhörung der betroffenen Behörden unmissverständlich mit, dass von der Bestellung der Grunddienstbarkeit nicht abgesehen werden könne und beruhigte die Gemeinderäte, dass „daraus keinerlei Nachteile entstehen“. Die Bauarbeiten blieben eingestellt. Verschärfend wurde darauf hingewiesen, dass sogar eine „Zurücknahme der Staatsgenehmigung zur Verwendung der Sparkassenüberschüsse für den Rathausumbau“ beantragt werden müsse, wenn kein Grundbucheintrag erfolge. Am 24. Juni 1914 geht auf einer Postkarte die Meldung der Gemeinde ein, dass sie am 22. Juni die Grunddienstbarkeit unterschrieben hätte. Nachdem nun wertvolle Zeit verstrichen war, wurde umgehend Bautechniker Schwegler auf die Baustelle abgeordnet.

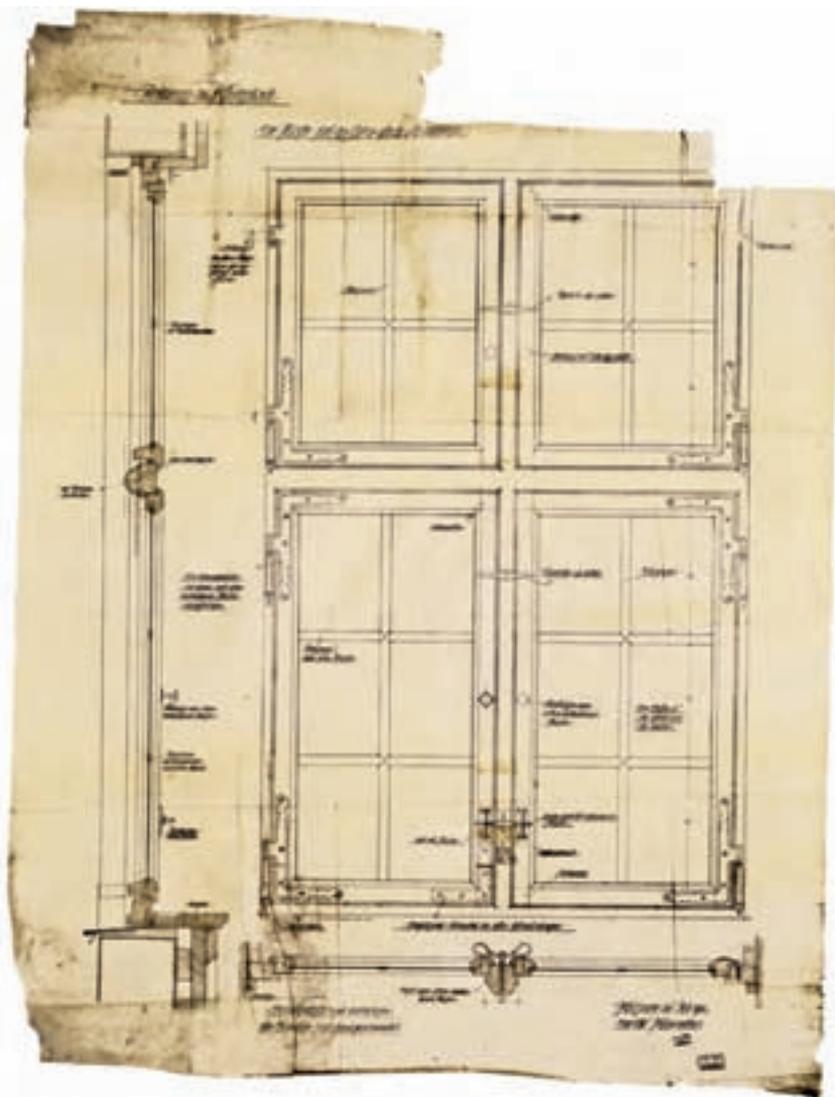
Baudurchführung

Die im Juli 1914 unter der Aufsicht eines vom Konservator entsandten Bauaufsehers kaum begonnenen Bauarbeiten, wurden mit Hinweis auf die Mobilmachung am ersten August durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs jäh unterbrochen. Auf Drängen des Bürgermeisters konnte bis Anfang September lediglich der offensichtlich unentbehrlichste Raum im Rathaus – der Ortsarrest – fertig gestellt werden (2. September 1914). Im Februar 1915 begann der auf Heimaturlaub zurückgekehrte Zimmermeister Schöner mit der Dachreparatur und dem Einbau der neuen Treppe. Der inzwischen eingezogene Bautechniker Schwegler wurde durch Bauaufseher Heisel ersetzt, der größte Schwierigkeiten bei der Suche nach noch nicht „im Feindesland stehenden Handwerkern“ hatte. Überschattet von den sich zuspitzenden Kriegshandlungen endeten die Arbeiten am Rathaus am 26. Juli 1915. Eine der letzten Baustellenanweisungen des Konservators betraf die Anbringung der bereits oben genannten Bauinschrift, die exakt seinen Entwurf wiedergibt (15. Juli 1915).

Kircher war offenkundig mit der Örtlichkeit so vertraut, dass es ihm genügte, während des Umbaus nur dreimal vor Ort vorstellig zu werden. Ansonsten lenkte er mithilfe eines regen Schriftverkehrs die Geschäfte souverän vom Schreibtisch aus.

Der Konservator schloss die Verträge mit den Handwerkern ab und entschied über Auszahlung der Rechnungen. Zur gegenseitigen Verständigung und als Vergabegrundlage entstanden jene zahlreiche Werkzeichnungen, nach denen die Handwerker zu arbeiten hatten. Außerdem wurden ihnen Probestücke abverlangt. Oft war der

6 Eine der vielen Werkzeichnungen, hier für den rekonstruierenden Nachbau der bauzeitlichen Originalfenster in Eiche („nach alter Art“), die heute noch vorhanden sind, signiert und datiert 1914.



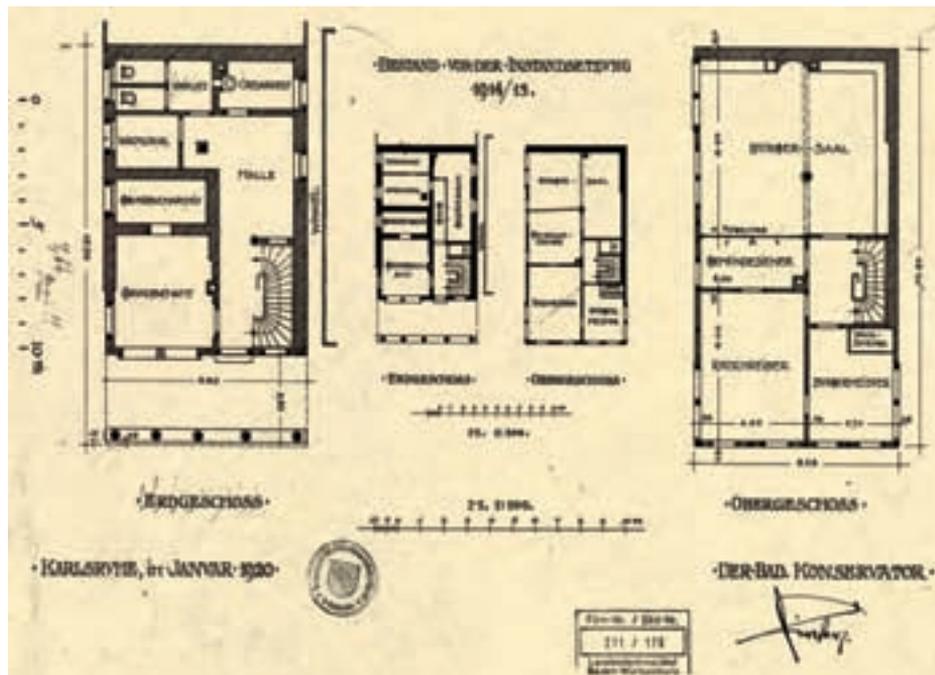
Konservator nur schwer zufrieden zu stellen. Ein Beispiel von vielen: „So lang das Musterstück nicht genau vorliegt, dürfen die Arbeiten nicht begonnen werden. Wir müssen erwarten, dass Sie uns keine nicht zum Bau passenden Musterstücke künftig hin vorlegen... Folgen Sie künftig den gegebenen Anweisungen genauer. Das Musterstück des Schlossers geht im Allgemeinen, ist aber etwas zu gleichartig mit der Punze bearbeitet, die zugeschickten Muster wolle derselbe genauer in der ‚Mache‘ erreichen. Ein weiteres Muster ist noch abzuverlangen“ (8. Mai 1915).

Außeninstandsetzung

Die Sanierung ist durch Aufmasse, Massenermittlungen und Kostenaufstellungen sowie genaueste Materialangaben und Hinweise zum technischen Vorgehen bis in kleinste Details nachvollziehbar. Nahezu die gesamte Abstimmung erfolgte brieflich und anhand von Zeichnungen. Ein besonderes Anliegen war dem Konservator neben der traditionellen handwerklichen Ausführung die Beachtung regionaltypischer Eigenheiten. Aus heutiger Sicht unverständlich und aus bautechnischen Gründen wegen der gravierenden Folgeschäden bedenklich, mutet in diesem Zusammenhang an, dass die das malerische Erscheinungsbild des Rathauses ehemals prägenden Regenvordächer am Giebel entfernt wurden. Ihre in den Bestandszeichnungen überlieferten, geschweiften Konstruktionshölzer waren singulär. Obwohl sie bis heute regionaltypische Gestaltungselemente sind und ihre Erhaltung von der Gemeinde ausdrücklich gefordert wurden, entschied sich der Konservator für ihre Entfernung, da er sie für „nicht ursprünglich“ hielt. Dagegen wurde interessanterweise dem Wunsch der Gemeinde nach einer neuen, doppelten Biberschwanzdeckung nicht stattgegeben (31. Juli 1914), sondern die für den Alterswert des Gebäudes unersetzlichen Handstrichbiberschwanzziegel nur umgedeckt und durch 1000 alte Ziegel ergänzt, von denen ein Teil noch heute vorhanden ist.

Fenstererneuerung

Die Ausbildung der Fenster spielte eine zentrale Rolle. Anhand einer skizzierten Fassadenvariante und detaillierter Werkzeichnungen lässt sich belegen, dass zeitweise erwogen worden sein muss, die mutmaßliche erbauungszeitliche Fensterverteilung im Obergeschoss der Giebelfassade zu rekonstruieren. Dies unterblieb möglicherweise wegen der erheblichen Querverformung des Giebels und sicher aus praktischen Überlegungen in Bezug auf die dahinter liegenden Arbeitsräume.



Auf Weysers Zeichnungen (Abb. 1) sind vermutlich noch die bauzeitlichen Fenster des 17. Jahrhunderts erkennbar. Diese müssen wohl 1892 durch jene dreiflügeligen, sechsscheibigen Kämpferfenster ersetzt worden sein, die auf einem Foto der Jahrhundertwende und auch durch eine Aufmaßskizze Schweglers von 1912 überliefert sind. Der Gemeinderat entschied sich – sicher auf Anraten des Konservators – für die Vergabe neuer Eichenholzfenster „nach alter Weise“. Diese vierflügeligen, zwanzigscheibigen, einfachverglasten Kreuzstockfenster mit Bleisprossen (Abb. 6) sind Kopien der Originalfenster und nach großformatigen Werkzeichnungen im Maßstab 1:1 gefertigt worden. Sie sind bis heute unverändert erhalten und voll funktionsfähig.

Inneninstandsetzung

Die Arbeiten im Inneren des Gebäudes sahen einige Veränderungen an der Raumdisposition vor (Abb. 7). So wurde die Gefängniszelle zum dritten Mal verlegt, nun in die Nordostecke des Erdgeschosses. An ihrer Stelle wurde eine neue zentrale Abortanlage eingebaut, losgelöst von der abermals erneuerten, noch großzügiger konzipierten Treppe, die bis ins Dachgeschoss fortgesetzt wurde (Abb. 8). Diese heute noch existierende, komplizierte 2/4 gewendelte Holzterrasse mit barockisierenden Brettbalustern ersetzte die kaum 20 Jahre alte Treppe von 1892 mit einem schlichten Stabgeländer.

Eine besonders intensive Betreuung durch den Konservator erfuhr die Ausstattung, auf die sich dementsprechend die meisten Entwürfe des Konservators beziehen. Keine Einzelheit entging ihm, alle Vorgänge gingen über seinen Schreibtisch.

7 Gegenüberstellung der Grundrisse vor und nach dem Umbau 1914/15.

Ziel war, „die den praktischen Bedürfnissen entsprechenden Bauveränderungen mit einer gewissen Rücksicht auf günstigere Anordnung vorzunehmen und sie einigermaßen mit dem hervorragenden Äußeren möglichst in Übereinstimmung zu bringen“ (7. Mai 1914). Hier eröffnete sich also die Möglichkeit für den Konservator, in seiner Doppelfunktion als Direktor der Kunstgewerbeschule und Architekt mit profunder Denkmalkennntnis „eigene“ Ausstattungsdetails von handwerklicher Solidität zu entwerfen. Dabei war er um Authentizität im Sinne des Historismus bestrebt und bemühte sich, ein dem historischen Äußeren kongenial nachempfundenes Raumambiente zu schaffen. Das bewusst schlicht gehaltene Ergebnis ist hinsichtlich seiner Qualität und seines Erhaltungszustandes immer noch so überzeugend, dass das Königsbacher Rathausinterieur von 1914/15 im Jahr 2003 selbstverständlich komplett erhalten und sorgfältig aufgearbeitet wurde. Besondere Zuwendung erfuhr dabei unter anderem der Bürgersaal mit seiner gefelderten Decke und der hölzernen Wandverkleidung, kombiniert mit Truhenbänken, sowie ausgestattet mit einer faltbaren Holzwand und einem Ka-

chelofen. Kircher bestimmte den „schiffsbodenmäßig zu verlegenden Riemenboden“ aus Eiche in den Zimmern ebenso wie die Ausführung der zeitgenössisch gestalteten Aborttüren oder die Kopie der Arresttür. Die Farbgestaltung war ihm so wichtig, dass er sie anhand von Mustern vor Ort überprüfte. Spärliche – bei der aktuellen Sanierung entdeckte und wiederaufgenommene – Befunde von 1914 belegen den Hinweis, dass die Riegelfelder „mit Band und Strich nach altem, am Bau vorhandenen Muster“ gefasst waren. Laut Ausschreibung wurden die Balken mit heißem Leinöl getränkt und mit einem Anstrich aus „halb Öl, halb Blut“ mit etwas Farbstoffzusatz versehen (I 495, Malerakkord).

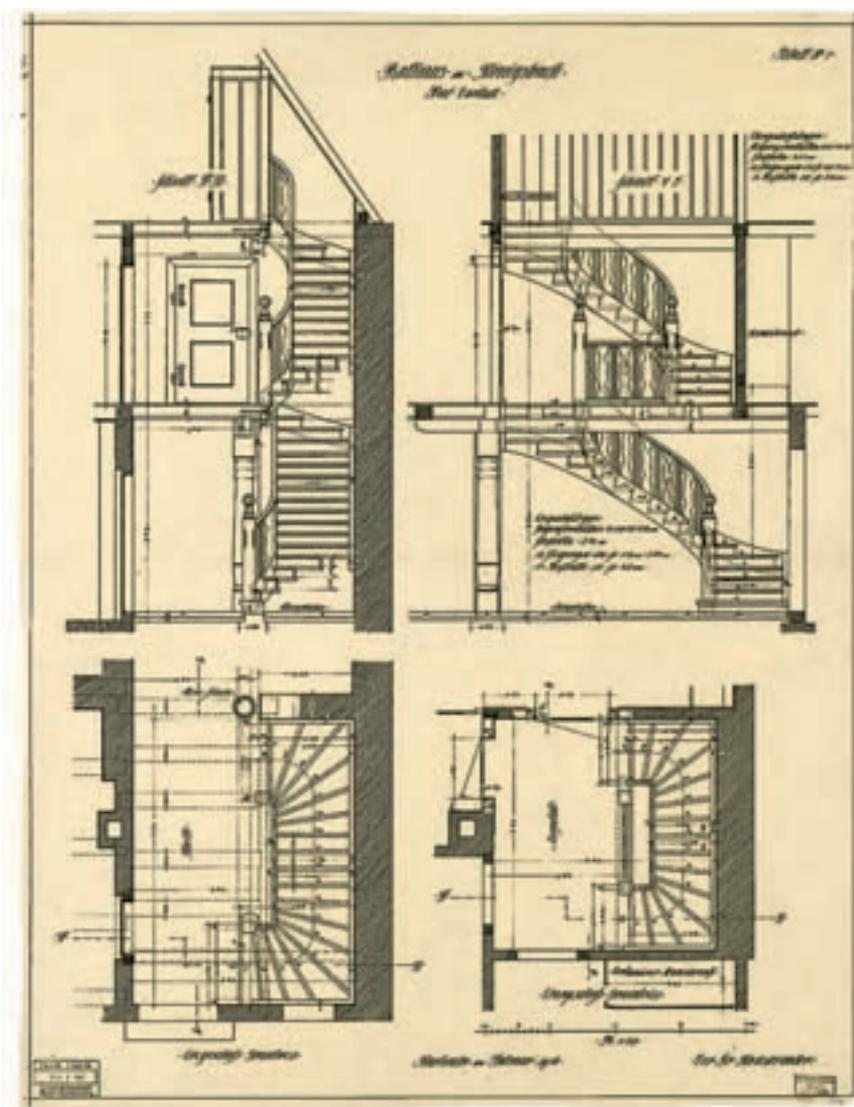
Eine der letzten Bauanweisungen betraf die Anbringung der bereits oben zitierten Inschrift, die exakt nach der gezeichneten Vorlage des Konservators umgesetzt wurde (Abb. 3). Eine derartige Erinnerungstafel mit Nennung des Konservators ist uns nur noch von einem Gebäude in Bammental (Rhein-Neckar-Kreis) bekannt.

Das Geschehen nach 1915

In der nachfolgenden Zeit waren immer wieder Instandsetzungsarbeiten erforderlich. 1951 mussten, auch bedingt durch Kriegszerstörungen, unter anderem der Glockenstuhl erneuert, das Fachwerk repariert, mindestens eine Säule der Vorhalle neu gedrechselt und der Anstrich aufgefrischt werden. 1965 wurde das Dach zur Hälfte neu gedeckt, halb mit alten Biberschwanzziegeln ausgebessert.

1974 wurde die Rathausnutzung in das benachbarte, ehemals in jüdischem Besitz befindliche Kaufhaus von Jakob Dreifuß erweitert (Abb. 9). Während dort die historische Innenausstattung weitgehend entfernt und gleichzeitig das konstruktive Fassadenfachwerk freigelegt wurde, blieben im alten Rathaus die nachteiligen Veränderungen im Wesentlichen auf neue (unhistorische) Fußbodenbeläge und die Durchbrüche beschränkt. 1980 war eine grundlegende Fachwerkinstandsetzung am alten Rathaus fällig. Alle drei Instandsetzungsmaßnahmen wurden seitens der Denkmalpflege bezuschusst. Bei den Arbeiten in den Jahren 2001/2002 standen Sanierungsmittel zur Verfügung. Das von der Gemeinde engagiert mitgetragene denkmalpflegerische Ziel war die strikte Erhaltung und Aufarbeitung der Ausstattung von 1914/15 und die Entfernung neuzeitlicher Zutaten. Im Erdgeschoss wurden wieder Sandsteinplatten verlegt, veränderte Bereiche gestalterisch verbessert, die Giebelrückseite wieder in Fachwerk ausgebildet und das gesamte Fachwerk abermals restauriert. Die historischen Farbbefunde von 1915 im Innern

8 Pläne für die zu erneuernde Treppenanlage (Umzeichnung 1914).



dienten als Grundlage für die Neufassung. Lediglich im rückwärtigen Bereich mussten im Zusammenhang mit der Erschließung des Rathaus-erweiterungskomplexes bauliche Eingriffe hingenommen werden (Abb. 10).

Resümee

Der vorgestellte Fall wirft Schlaglichter unter anderem auf grundsätzliche, immer wieder neu abzuwägende Aspekte in der praktischen Denkmalpflege. Damals wie heute steht im Zentrum der denkmalschützerischen Tätigkeit die materielle, strukturelle und erscheinungsbildmäßige Erhaltung historisch relevanter Substanz. In Königsbach ist dies durch die Forderung nach der Erhaltung der historischen Ziegel belegt, worin sich gleichzeitig das Bemühen um die Wahrung des Alterswertes des Gebäudes dokumentiert. Auch die Vorgaben zur Verwendung bestimmter, als denkmalgerecht beurteilter Materialien wie zum Beispiel „Ochsenblutfarbe“, lässt erkennen, dass man sich zudem Gedanken machte, den Zeugniswert des Objektes auf der Ebene der Materialkontinuität zu tradieren.

Darüber hinaus wird man mit zwei Betrachtungsweisen konfrontiert, die innerhalb der Lehre der Denkmalpflege kontrovers diskutiert und in der denkmalpflegerischen Praxis seit Anbeginn unterschiedlich umgesetzt wurden. Man erkennt einerseits das seit dem Historismus zu größerer Bedeutung gelangte Anliegen, das überlieferte Bild des Denkmals durch rekonstruktive Maßnahmen beziehungsweise korrigierende Eingriffe zu verändern, meist mit dem Ziel, es „aufzuwerten“ und dadurch seinen (vermeintlichen oder tatsächlichen) historischen Anschauungswert zu stärken (Fenster, Regendächer). Andererseits verursachen nutzungsbedingte Anforderungen nicht selten unvermeidliche bauliche Eingriffe, bei denen immer abzuwägen ist, ob die Verluste in einem angemessenen Verhältnis zum Erhaltungsziel stehen. In diesem Abwägungsprozess eröffnet sich unter dem nicht selten als Freibrief verstandenen Begriff der Planungsfreiheit ein Spektrum von Gestaltungsmöglichkeiten, deren Ausformung so sensibel erfolgen muss, dass dadurch die Integrität/Originalität des Objektes nicht gefährdet, verfälscht oder unangemessen überformt wird. In Königsbach entschied man sich damals für einen Innenausbau vorwiegend in historistischen Formen (Treppe, Ratssaal), da der Konservator bestrebt war, das offenkundig wenig ansprechende Innere in einen Zustand zu bringen, der mit dem anspruchsvollen Äußeren korrespondieren sollte.

Zum Zeitpunkt der Instandsetzung des Königsbacher Rathauses war lediglich die noch überschau-



bare Anzahl der herausragenden Denkmäler erfasst, die in den historischen Denkmälerinventaren publiziert waren/wurden. Deshalb konnte sich der Großherzogliche Konservator noch den profanen Gebäuden in ganz Baden widmen, wovon die erhaltenen Ein- und Ausgangsbücher für die Post anschauliches Zeugnis ablegen. Die überlieferte Rolle des Konservators als bauleitender Architekt schränkte seinen Betreuungsspielraum für größere Maßnahmen allerdings trotz Unterstützung durch seine weisungsgebundenen Angestellten vor Ort auf maximal sechs gleichzeitige Fälle ein. Wegen der erschwerten Reisemöglichkeiten erfolgte die Steuerung der Baustellen vom Schreibtisch aus mittels brieflicher Anweisungen und vieler Zeichnungen. Im Gegensatz zu dieser praxisorientierten Umsetzung der denkmalpflegerischen Belange ist der heutige, von verwaltungsrechtlichen Rahmenbedingungen bestimmte verbale Beratungsansatz relativ theoretisch und setzt ein hohes Maß an Kooperationsbereitschaft bei allen Beteiligten voraus. Gerade deshalb ist heute trotz hoher Fallzahlen und schrumpfender Personalkapazitäten die Präsenz vor Ort ein wesentlicher Faktor für die Aufrechterhaltung

9 Das Rathaus und rechts daneben das noch original verputzte so genannte Kaufhaus, ca. 1920.



10 Die renovierten historischen Gebäude Rathaus und Kaufhaus zusammen mit dem Neubau der Rathausenerweiterung (2004). Urheberrechte am Foto bei Dietmar Strauß, Besigheim.

der Qualität der Denkmalpflege, bei der Vermittlung ihrer Grundlagen und der fachlichen Detailberatung.

Der Königsbacher Fall ist ein Meilenstein auf dem Weg der Denkmalpflege zu einer wissenschaftlichen Fachdisziplin. Sie wird dabei von einer Vielzahl von ihr geförderter Hilfswissenschaften und Fachdienste unterstützt, die mit zu der Spezialisierung der Denkmalpflege beigetragen haben, durch die sie sich heute auszeichnet.

Literatur

E. Lacroix u. a.: Kulturdenkmäler Baden, Pforzheim Land, 9. Bd., Karlsruhe 1938, S. 126, Abb. 44, T. 78–80.

Benno Lehmann: Karl Weysser, Heidelberg 1996. Festschrift 100 Jahre Fachhochschule Karlsruhe, Karlsruhe 1978.

Rudolf Proschkh: Das Badische Denkmälerarchiv und sein Schöpfer Wilhelm Kratt, in: Badische Heimat, Jg. 15, 1928, S. 267–278.

Hans Schänzel: Das historische Rathaus in Königs-

bach (zur Erweiterungsplanung), in: Der Enzkreis. Jahrbuch, Bd. 9, Ubstadt-Weiher 2001, S. 305 f.

F.X. Steinhart: Einzelheiten alter Bauernbauten, Leipzig 1906.

F.X. Steinhart: Bauernbauten alter Zeit, Leipzig 1903.

Wolfgang Stopfel: Das Amt des Konservators der kirchlichen Denkmäler in Baden, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Nachrichtenblatt, Jg. 12, 1983, S. 105 f.

Wolfgang Stopfel: Geschichte der badischen Denkmalpflege und ihrer Dienststellen Karlsruhe, Straßburg, Freiburg, in: Denkmalpflege in Baden Württemberg, Jg. 32, Heft 3, 2003, S. 202–210 und Heft 4, 2003, S. 297–302.

Bei der Transskription der Altakten half freundlicherweise Frau Christa Balharek.

Dr. Rainer Laun
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 25 – Denkmalpflege

Wer hat Angst vor Kalk?

Die Sanierung der Stadtmauer in Isny (Landkreis Ravensburg)

Die umfangreichen Reste der Befestigungsanlage in Isny stellen noch heute ein eindrucksvolles profanes Bauwerk des Mittelalters in der Stadt dar. Neben dem Schutz, den die Stadtbefestigung den Bewohnern gewährte, hatte sie im Mittelalter auch eine rechtliche Bedeutung und eine repräsentative Funktion. Der Wert der Architekturoberfläche für die Wirkung der Stadtmauer ist vor diesem Hintergrund nicht zu unterschätzen. Historische Mörtel und Putze in Kalktechnik sind unverzichtbare Bestandteile unserer Baudenkmäler. Jedoch werden sie vor allem am Außenbau nur allzu oft entfernt und erneuert und zu selten repariert.

Anne-Christin Schöne

Der Grundriss der Stadt Isny im Allgäu weist eine nahezu elliptische Form auf, die durch die beiden rechtwinklig zueinander ausgerichteten Hauptachsen – der in südwestlich-nordöstlicher Richtung verlaufenden Wassertorstraße/Obertorstraße und der von Nordwesten nach Südosten gerichteten Espantorstraße/Bergtorstraße – in vier Quartiere mit Nebenstraßen unterteilt ist (Abb. 1).

Wie in vielen kleineren Städten Baden-Württembergs so ist auch in Isny die mittelalterliche Befestigungsanlage weitgehend bewahrt. Zwar gab es auch hier die allgemein im 19. Jahrhundert zu beobachtenden Bestrebungen, die Stadt im Zuge der Stadtentwicklung zu entfestigen, dennoch blieb die Stadtmauer zwischen dem Wassertor und dem Espantor erhalten, ebenso der Bereich zwischen Obertorstraße und Bergtorstraße sowie



1 Isny, Stadtansicht nach dem Brand von 1631, Gemälde von 1737.



2 Untere Stadtmauer, Stadtaußenseite, Blick vom Grabenweg vor Beginn der Maßnahmen.

an der Ostseite des Klosters. Nahezu unverbaut ist auch der ehemalige Grabenbereich, der die gesamte Stadt umschließt. Von den fünf Tortürmen bzw. Stadttoren sowie den fünf Wehrtürmen wurden das Bergtor an der Straße nach Kempten 1859, das an der Straße nach Lindau befindliche Obertor 1830 und das Eschautor in der Wasser-Vorstadt 1811 abgebrochen.

Baugeschichte der Stadtmauer

Unmittelbare urkundliche Belege für den Mauerbau fehlen. Auch archäologische Ausgrabungen sind bisher in Isny noch nicht durchgeführt worden. Rückschlüsse auf den Bau der Mauer erlauben allein die bisher bekannten Quellen zur Siedlungs- und Verfassungsgeschichte der Stadt und naturwissenschaftliche Erkenntnisse.

Die erste urkundliche Erwähnung Isnys (villa Ysicensi) stammt aus dem Jahr 1042. In diesem Jahr ließ Graf Wolfrad von Altshausen eine dem Heiligen Jakobus und dem Heiligen Georg errichtete Kirche auf seinem nahe der Pfarre Rohrdorf gelegenen Fronhof weihen. Der auch heute noch gebräuchliche Name „Hofstatt“ weist auf die Stelle des Fronhofes in Isny hin.

1096 erfolgte die Gründung des Klosters Isny durch Graf Mangold von Altshausen. In den folgenden Jahrzehnten entwickelte sich westlich des Klosters eine Marktsiedlung. Nach dem Tausch einiger dem Kloster gehörender Häuser und dem südlich von diesen gelegenen Land gegen Teile des Flusses Ach mit den zugehörigen

Rechten und zwei neu gebauten Mühlen konnte Graf Wolfrad von Altshausen ab 1171 mit dem Ausbau der Siedlung beginnen und die ungefähr 350 Meter voneinander entfernt liegenden Siedlungsbereiche Fronhof und Kloster miteinander verbinden.

Möglicherweise noch im 12., spätestens in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erhielt die Stadt eine Befestigungsanlage (wohl mit Graben, Wall und Holzpalisaden). Deren genauer Verlauf ist bislang nicht bekannt; quellenkundlich für das 13. Jahrhundert belegt sind das Obertor und das Wassertor. In Folge der Erhebung Isnys zur Reichsstadt 1365 und unter dem zunehmenden Einfluss der Zünfte veränderten umfangreiche Baumaßnahmen das Bild der Stadt. Hierzu zählt auch der Bau der noch heute erhaltenen Stadtbefestigung. Ein überlieferter Rechtsstreit zwischen Kloster und Stadt aus dem Jahr 1377 weist auf umfangreiche Bauaktivitäten hin. So klagte der Abt des Klosters auf dem Städtetag in Ulm gegen die Stadt, weil diese durch den Bau eines Befestigungsgrabens zwischen Wassertor und Bergtor den Einsturz der Klostermauer verursacht hatte. Außerdem wurde das Viehtor (auch Altes Kemptener Tor oder später Pulverturm) an der Südostecke des Klosters gesperrt und die vor diesem Tor befindlichen Gebäude für die Angehörigen des Klosters aus fortifikatorischen Gründen niedergebrannt. Eine dendrochronologische Untersuchung von Hölzern auf dem rückwärtigen Gelände des Gebäudes Wassertorstraße 53 bestätigte den Bau der Stadtmauer um 1377 an dieser Stelle. Überliefert ist außerdem der Bau des Diebsturms (auch Weißer Turm) 1402; 1433 wird das Bergtor erstmalig erwähnt. Für das Espantor ist die Jahreszahl 1467 auf einer Steintafel über dem oberen Rechteckfenster belegt.

Auch wenn der Ausbau der Tor- und Stadtmauertürme erst im 15. beziehungsweise im 16. Jahrhundert (Hafendeckel, Mühlenturm und Speicherturm – auch Wocherscher-Turm) erfolgte, so war doch die Herausbildung des spätmittelalterlichen Stadtgrundrisses und der Bau der Mauer wohl im 14. Jahrhundert im Wesentlichen abgeschlossen.

Beobachtungen am Baubestand

Die teilweise noch mit Wehrgang versehene Stadtmauer besteht aus zweischaligem Bruchsteinmauerwerk aus unbearbeiteten Flusskieseln (Wacken) durchsetzt mit Ziegel- bzw. Backsteinbruchstücken; partiell sind auch Tuff, Sandstein und anderes Natursteinmaterial verwendet worden. Im Unterschied zu benachbarten ehemaligen Reichsstädten (Leutkirch, Wangen, Ravensburg) blieb die Mauer auch nach Aufgabe ihrer Funktion nahezu unverbaut.

Im Stadtinneren präsentiert sie sich heute als steinsichtige Mauer mit deutlich aus der Flucht heraustretenden, rundlichen Flusskieseln mit unregelmäßigem Fugennetz. Entsprechend diesem Bild wurden bei den in den vergangenen Jahrzehnten durchgeführten Reparaturmaßnahmen die ausgewaschenen Fugen mit Mörtel geschlossen und die Flusskiesel so weit von Mörtelresten gereinigt, bis sie bollig aus dem Mauerverband hervortraten. Erst die im Rahmen der Instandsetzung des aus Tuffsteinen erbauten Diebsturmes durchgeführten Untersuchungen und die Befunde auf der Maueroberfläche nach dem Abriss des an die Stadtmauer angebauten Wohngebäudes Obere Stadtmauer 24 im Jahr 2001 gaben Anlass, das bisherige Reparaturkonzept grundsätzlich zu überdenken.

Vorbereitende Untersuchungen

Der Witterung viele Jahrzehnte ausgesetzt, war der Fugenmörtel an der Westseite des unverputzten Diebsturmes weitgehend ausgewaschen. An vielen Stellen waren die offenen Fugen und die Oberfläche des Tuffsteins mit zementhaltigem Mörtel überputzt worden. Gegenüber dem hellen, fast weißen Tuffstein zeichnete sich das graue Fugennetz der Reparaturen deutlich ab. Die Verwendung des außerordentlich harten Ausbesserungsmörtels führte an dem darunter liegenden Material zu Abplatzungen, Schalenbildungen und Rissen an den überputzten Stellen. Wie die restauratorische Befunduntersuchung zeigte, war der Turm ursprünglich nicht verputzt; auch Fugenritzungen wurden nicht festgestellt. Trotz der Verluste konnten große Reste des bauzeitlichen Mörtels sichergestellt und untersucht werden. Bei den analysierten Mörtelproben handelte es sich um einen Kalkmörtel mit hohem Feinanteil. Die feinkörnigen Zuschlagstoffe (ca. 0–4 mm Korngröße) bestehen aus roten Ziegelsteinen und Ziegelmehl sowie aus schwarzen

und hellen Gesteins- bzw. Quarzstücken und verleihen dem Mörtel einen hellen, rötlichen Ockerton. Aufgrund der Befundlage muss dieser Mörtel als bauzeitlich eingestuft werden.

Derselbe Mörtel konnte auch nach Abbruch des an die Stadtmauer angebauten Gebäudes „Obere Stadtmauer 24“ nachgewiesen werden und zwar hier als vollflächig auf die Stadtmauer aufgetragener Putz. Damit hob sich das Wandstück optisch deutlich von den angrenzenden, steinsichtigen Mauerbereichen ab. Durch eine Materialanalyse gelang der Nachweis, dass es sich tatsächlich um einen mit dem Diebsturmörtel vergleichbaren Mörtel handelt.

Davon ausgehend, dass die Mauerinnenseite vollständig verputzt war, fanden im September 2003 und Mai 2004 erneut Untersuchungen der Oberen Stadtmauer zwischen Pulverturm und ehemaligem Obertor statt. Zwar konnte die Annahme bestätigt werden, die angetroffenen Reste des ursprünglichen Verputzes waren jedoch nur gering erhalten. Ein stellenweise beobachteter gräulicher Fugenmörtel aus reinem Kalk muss als historische Reparatur angesprochen werden. Hierbei wurden allerdings nur die Fugen ausgebessert. Zusammenhängende Putzflächen konnten hingegen 2005 an der Unteren Stadtmauer zwischen Espantor und Wassertor dort festgestellt werden, wo Bauten die Mauer beschatten. Dank der Unterstützung der Stadt Isny wurde die systematische Untersuchung der historischen Architekturoberfläche der Stadtmauer 2006 fortgeführt. Die ersten Ergebnisse sind beachtlich, zeigen sie doch, dass sich an der Maueraußenseite – im Gegensatz zur Mauerinnenseite – der historische Verputz großflächig erhalten hat (Abb. 2 und 3). Die Annahme, dass die Mauer ursprünglich vollständig verputzt war, scheint somit bestätigt.

Maßnahmenkonzept und Beginn der Konservierungsarbeiten

Bei dem Bestreben, die materielle und ästhetische Identität der Architekturoberfläche zu erhalten, stießen die Denkmalpfleger weniger auf Hindernisse technischer Art als vielmehr auf differierende Bewertungsmuster. Die seit Jahrzehnten reduzierten und damit purifizierten Mauerflächen haben die Sehgewohnheiten geprägt und entsprachen den romantischen Vorstellungen von einer rustikalen, wehrhaften Befestigungsanlage einer mittelalterlichen Stadt.

Zur Findung eines Konservierungs- und Restaurierungskonzepts wurden zunächst Musterflächen angelegt. Als Bindemittel wurden sowohl dispergiertes Weißkalkhydrat als auch holzgebrannter Sumpfkalk getestet. Aus Kostengrün-

3 Untere Stadtmauer, Stadtaußenseite, Blick vom Grabenweg auf das Espantor vor Beginn der Maßnahmen.





4 Obere Stadtmauer mit Diebsturm, Stadtinnenseite, Blick von der Hofstatt nach Abschluss der Maßnahmen.

den fiel die Entscheidung zugunsten einer Rezeptur mit Holzgebranntem Sumpfkalk (Abb. 4). Das einvernehmlich mit den beteiligten Personen und Institutionen abgestimmte Instandsetzungskonzept beschränkt sich auf die Sicherung der vorhandenen Substanz.

So werden die losen älteren Reparaturen mit zementhaltigem Mörtel vorsichtig entfernt, loses Fugenmaterial ausgekratzt bzw. gefestigt und ausgewitterte Fugen mit dem Reparatur- und Sicherungsmörtel geschlossen (im Bereich der oberen Stadtmauer zwischen 2001 und 2006 durchgeführt). Aufgrund der Fugenschließung und durch den Verzicht auf das Herauspräparieren der Wackensteine entsteht zwar eine geschlossenerere Oberfläche, in der Abwägung zwischen architektonischer Wirkung, Gesamtgestaltung (Bereiche mit intaktem zementhaltigem Fugenmörtel blieben erhalten) und Kosten soll jedoch auf eine vollständige Neuverputzung verzichtet werden (Abb. 5).

Die gute Befundlage auf der Maueraußenseite der Unteren Stadtmauer vermittelt auch heute noch anschaulich, wie die Oberfläche der wohl aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammenden Stadtmauer aussah. Hier ist der Putz als heller, ockerfarbener „Fassadenputz“ großflächig erhalten. Aufgrund der Befundlage beschränken sich die ab Frühsommer 2007 geplanten Maßnahmen hier weitgehend auf eine Reinigung und Putzsicherung.

Resümee

Die erhaltene Architekturoberfläche der Stadtmauer in Isny zeugt nicht nur von den verwendeten historischen Baustoffen und Handwerkstechniken, sondern ist auch Träger kultureller Informationen. So bot der Putz nicht nur einen Wetterschutz, sondern lässt auch heute noch den

gestalterischen Anspruch an Oberflächenstruktur und Farbigkeit in der Bauzeit erkennen. Schließlich war Isny im 14. und 15. Jahrhundert ein bedeutendes Handels- und Handwerkerzentrum mit überragender ökonomischer Stellung in der Region.

Die bisher verwendeten trass- oder zementhaltigen Produkte haben sich als ästhetisch und bauphysikalisch unverträglich erwiesen. Der nun in Struktur, Farbe und Zusammensetzung an den Befund angepasste Reparaturmörtel ermöglicht dem originalen Erscheinungsbild nahe zu kommen und die positiven Eigenschaften der historischen Rezeptur zu nutzen.

Literatur und Quellen

Andrea Bräuning und Uwe Schmidt: Archäologischer Stadtkataster Isny, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Abt. II, Ref. 25, Stuttgart 1995.

Deutscher Städteatlas: Isny, hg. v. Heinz Stoob, 1973.

Karl Friedrich Eisele: Aus der Geschichte der Städte Wangen, Isny und Leutkirch, in: Der Kreis Ravensburg, hg. v. Landratsamt Ravensburg, Stuttgart-Aalen 1976, S. 108–120.

Angelika und Rainer Ewald: Die Gestalt der Stadt Isny im Allgäu. Neue Forschungsmethoden und Erkenntnisse von Stadt und Landschaft, dargestellt am Beispiel der Stadt Isny im Allgäu, in: Allgäuer Geschichtsfreunde 86, 1986, S. 116–138.

Isny, in: Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Kreises Wangen, hg. v. Württembergischen Landesamt für Denkmalpflege, Stuttgart 1954, S. 134–192.

Hubert Krins: 800 Jahre Stadt Isny, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 3, 1972, S. 31–36.

Dušan Čolič (Restaurator): Untersuchungsberichte und Dokumentationen, Regierungspräsidium Tübingen, 2002–2006.

Anne-Christin Schöne

Regierungspräsidium Tübingen

Referat 25 – Denkmalpflege



5 Obere Stadtmauer, Stadtinnenseite, Blick entlang der Mauer nach Westen mit Diebsturm nach Abschluss der Maßnahmen.

... Knochen, nichts als Knochen – Das osteologische Fundarchiv in Rottenburg am Neckar

Dem Blick der Öffentlichkeit entzogen und weitgehend unbekannt ist das zentrale Lager für Knochenfunde, in dem die menschlichen und tierischen Skelettreste aus den archäologischen Grabungen aus ganz Baden-Württemberg aufbewahrt werden. Das mit knapp 30 m Straßenfront imposante Gebäude am Ufer des Neckars hat im Laufe seiner Geschichte bereits verschiedene Nutzungen erlebt. Diese dürfte die ungewöhnlichste und vielleicht auch die letzte sein ...

Joachim Wahl/Elisabeth Stephan

Vom „Getreidehaus“ zum „Knochenhaus“

Das Haus Gartenstraße 70 wurde um 1918 von Wilhelm Diener als „Getreidehaus“ für seine unmittelbar benachbarte Mühle errichtet („Diener’sche Mühle“, heute „Neckarmühle Alfred Bolz“). Anstelle eines Vorgängerbaus entstand ein dreigeschossiger Holzskelettbau mit massiven Umfassungswänden. Der langgestreckte Putzbau ist durch Lisenen, Putzprofile und eine regelmäßige Befensterung gegliedert und besitzt ein steiles Dach, das an beiden Enden durch Quergiebel akzentuiert wird.

Der Bau verfügt über eine Nutzfläche von insgesamt ca. 1000 m², verteilt auf vier Stockwerke, eine Kühlkammer, einen Lastenaufzug (Baujahr 1953) und eine Laderampe. Zwei Reihen von Holzstützen tragen die Balkendecken und zeigen mit ihrer kräftigen Dimensionierung und den groben Dielenböden vom 1. Obergeschoss bis ins Dach, dass das Lagerhaus von vornherein zur Aufnahme gewichtiger Materialmengen konzipiert war. Das Erdgeschoss ist in vier gleich große Büroräume aufgeteilt. Zwei davon sind lediglich durch eine ab Hüfthöhe verglaste Wand voneinander getrennt und vermitteln mit Zwischentür und Durchreiche den Eindruck eines Handelskontors. Im 1. Obergeschoss finden sich der Übergang zur Laderampe sowie in der Nordecke ein kleiner, durch Glaswände abgetrennter Arbeitsraum.

Die rund vierzigjährige Nutzung als Getreidelager wurde 1957 durch den „Edeka-Großhandel“ abgelöst. 1960 erwarb die Liegenschaftsverwaltung des Landes Baden-Württemberg das Gebäude und baute es 1981 zum Lagerhaus um. Zuletzt diente es als Sanitätslager für den Zivilschutz des

Landes. Aus dieser Zeit stammt auch der Kühlraum, der der Aufbewahrung größerer Mengen wärmeempfindlicher Medikamente und Chemikalien diente.

Seit Januar 1989 wurde das Haus vom Staatlichen Liegenschaftsamt Tübingen der Denkmalpflege zur Nutzung als Magazin für Knochenfunde, die im Laufe der vergangenen Jahrzehnte im Rahmen archäologischer Ausgrabungen geborgen wurden, zugewiesen. Diese waren bis dahin in verschiedenen, über das gesamte Land verteilten, mehr oder weniger geeigneten Depots untergebracht. Die Hauptmasse lagerte in der Kapfenburg (Ostalbkreis) in den Räumen des ehemaligen Forstamts der Stadt Lauchheim. Daneben existierten zahlreiche Keller, Garagen und sonstige, meist vorübergehend genutzte Abstellmöglichkeiten im Umfeld der jeweiligen Außen- und Arbeitsstellen des Landesdenkmalamtes.

Für die Eignung des Anwesens in Rottenburg sprachen die großen, hohen Räume, die eine solide Statik und Tragkraft aufzuweisen hatten. Lediglich das Dach musste isoliert werden, damit die Knochen nicht allzu großen Temperatur- und Luftfeuchtigkeitsschwankungen ausgesetzt sein würden.

Funktion und Verwendung

Mit der Einrichtung des osteologischen Archivs in Rottenburg gelang es erstmals, ein zentrales Magazin für eine bestimmte Fundgattung zu etablieren, das nicht nur ausreichend Platz bot, auch zukünftige Knochenfunde aufzunehmen, sondern auch verkehrsgünstig und gut erreichbar inmitten des Landes gelegen ist.

Die organisatorische Leitung und Betreuung der osteologischen Bestände obliegt gleichermaßen



dem Anthropologen sowie der Archäozoologin des Landesamts für Denkmalpflege, die ihren Dienstsitz in der Arbeitsstelle Konstanz haben. Vor Ort sind zwei Fachstudenten mit je einer halben Stelle im aktiven Einsatz. Sie inventarisieren neu angeliefertes Material, bearbeiten Anfragen zur Suche von Fundkomplexen, erstellen Vergabekarten, prüfen das Knochenmaterial bei Rückgabe und führen Beschriftungs- und Umpackarbeiten sowie Transportfahrten durch. Auf diese Weise sind einige hundert Vorgänge pro Jahr abzuwickeln.

Die Knochenfunde werden, in der Regel direkt von der Ausgrabung, in normierten Kartons nach Rottenburg angeliefert, dort nach einem vorgegebenen Schema erfasst und in Stahlregalen bis zu einer Höhe von über 3 m, jederzeit zugänglich, eingelagert. Nebenbei werden sukzessive die Skelettreste aus Altgrabungen aufgenommen. Die Inventarisierung erfolgt per EDV auf der Grundlage eines speziell zu diesem Zweck entwickelten Computerprogramms. Dabei werden zu jeder Fundeinheit der Fundort, Flur/Gewann, Landkreis, die Fundgattung (Menschenknochen, Tierknochen oder Leichenbrände), Grabungsjahr, vorläufige Datierung, das jeweilige archäologische Untersuchungsobjekt (z. B. Gräberfeld, Siedlung, Kirchengrabung, Streufund), Umfang des Gesamtkomplexes sowie die Angaben zu Befund, Fläche, Schnitt, Planum und Fund- bzw. Grabnummer registriert. Nach Abgleich mit dem

Kartoninhalt wird dieser mit einem Etikett versehen, das alle wesentlichen Daten und Informationen in Kurzform wiedergibt. Dazu kommen die Laufnummer der Fundeinheit (sog. AR-Nummer, bezogen auf Archiv Rottenburg) sowie die Koordinaten des zugewiesenen Lagerstandorts (Stockwerk, Regal- und Fachnummer). So lässt sich jedes Skelett und jeder im Laufe der Ausgrabung mit einer eigenen Fundnummer registrierte Knochen nach einem Blick in die Datenbank zielgenau auffinden.

Aus den letzten Jahren ergibt sich ein durchschnittlicher jährlicher Zuwachs von ca. 200 normierten Fundschachteln, in den 1990er Jahren lag er bei einem Vielfachen davon. Auf diese Weise sind bis heute über 2530 AR-Nummern vergeben und insgesamt ein Bestand von etwa 14 400 Normkartons erfasst worden. Die momentan eingelagerte Fundmenge verteilt sich auf ca. 450 laufende Regalmeter (bezogen auf ein Standardregal von 2 m Höhe mit sechs Regalböden).

Hinsichtlich seiner Zeitstellung streut das Fundmaterial über viele tausend Jahre. Die meisten Einheiten enthalten Knochenreste verschiedener Altersstufen. Die ältesten Bestände stammen aus dem Paläolithikum (17 Nennungen), die jüngsten Funde werden unter der Rubrik „Hochmittelalter bis Neuzeit“ aufgeführt (609). Diese stehen überwiegend im Zusammenhang mit Kirchengrabungen oder Friedhofsumlegungen. Die Bronzezeit

*1 Rottenburg a. N.,
Vorderfront des Hauses
Gartenstraße 70,
Blick von Nordosten im
Herbst 2006.*



ist am seltensten vertreten (94), vergleichsweise häufig dagegen das Neolithikum (316), die römische Kaiserzeit (522) sowie das Frühmittelalter (516) und in mittlerer Frequenz die Urnenfelderkultur (155), Hallstatt- (197) und Latènezeit (190). Dazu kommen 615 Fundkomplexe, in denen menschliches und/oder tierisches Knochenmaterial mit unbestimmter Datierung enthalten ist. In den frühmittelalterlichen Einheiten dominieren die Menschenknochen, in denen aus der vorrömischen Eisenzeit die Tierknochen. Die Fundverteilung über die badischen und württembergischen Landesteile spiegelt die Besiedelungsgeschichte in verschiedenen Epochen wider. Wird eine Fundeinheit zur wissenschaftlichen Bearbeitung entnommen, wird eine so genannte Vergabekarte erstellt. Diese enthält alle relevanten Angaben zum Fundmaterial, Name und Anschrift des Leihnehmers sowie Ausgabedatum und Rückgabevermerke. Als Leihnehmer kommen neben den zuständigen Osteologen des Amtes vor allem Universitäten und museale Einrichtungen in Frage. Dort werden, nach Absprache mit dem jeweiligen Ausgräber, einzelne Fundkomplexe im Rahmen von Diplom- und Masterarbeiten, Dissertationen oder anderen Forschungsvorhaben untersucht bzw. auf Zeit oder dauerhaft in Ausstellungsprojekte einbezogen. Komplette oder teilweise ausgeliehen sind derzeit rund 150 Fundeinheiten mit einem Umfang von insgesamt ca. 1100 Fundschachteln.

Entwicklung und Zukunft

Aufgrund des Baubooms in den letzten Jahrzehnten sowie den damit verbundenen Grabungsaktivitäten und der Fundvermehrung war bald nach der Einrichtung des Archivs in Rottenburg abzusehen, dass es irgendwann an seine Kapazitätsgrenzen stoßen würde und früher oder später andere Ausweich- oder Ergänzungslösungen gefunden werden müssten. Ende der 1990iger Jahre wurden deshalb erste größere Fundeinheiten, z.B. die jeweils mehrere hundert Kartons umfassende Knochenreste aus der römischen Siedlung von Walheim oder dem frühmittelalterlichen Gräberfeld von Herrenberg in das inzwischen eingerichtete Zentrale Fundarchiv des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg im ehemaligen Festungslazarett in Rastatt ausgelagert. Um die Arbeitsfähigkeit des Archivs in Rottenburg über die letzten Jahre zu erhalten, wurden bislang etwa 160 Fundkomplexe mit einem Gesamtvolumen von 4200 Kartons nach Rastatt verbracht. Ein spezielles Arrangement, das ebenso zur Entlastung der Kapazitäten in Rottenburg beiträgt, wurde mit der Stadt Lauchheim getroffen. Dort war in der Flur „Wasserfurche“ über



zehn Jahre hinweg der bis dato größte frühmittelalterliche Friedhof Südwestdeutschlands ausgegraben worden. Die Skelettreste aus 1308 Gräbern lagern nach einer entsprechenden Anfrage des Stadtrats, mit Genehmigung seitens der Denkmalpflege und nach Absprache für wissenschaftliche Studien zugänglich im ehemaligen Leichenhaus der Gemeinde. So konnten das Magazin in Rottenburg bis heute seine Aufgabe wahrnehmen und die Knochenfunde weiterhin dort verwaltet und inventarisiert werden.

Ausgelöst durch eine Anfrage der Stadt Rottenburg zum Erwerb des Gebäudes in der Gartenstraße und angesichts der über Jahre hinweg begrenzten Aufnahmemöglichkeiten musste 2004 eine Lösung für die zukünftige Unterbringung des osteologischen Archivs gesucht werden. Aus ökonomischen, organisatorischen und logistischen Gründen und nach Verhandlungen mit dem zuständigen Amt für Vermögen und Bau in Pforzheim beschloss die Leitung des Landesamts für Denkmalpflege daraufhin dessen komplette Verlegung von Rottenburg in das Zentralarchiv nach Rastatt. Durch den sukzessiven Ausbau der dortigen Räumlichkeiten ist auch für die kommenden Jahrzehnte die Fortführung dieses Arbeitsbereiches gesichert. Zudem sind die Knochen dann in unmittelbarer Nähe zu den anderen Fundgattungen wie z. B. Keramik, Stein, Glas u. s. w. untergebracht und abrufbar. Die entsprechend im Sommer 2006 im Dachgeschoss in Rastatt eingeleiteten Baumaßnahmen sind inzwischen abgeschlossen, sodass mit dem Umzug voraussichtlich im Laufe dieses Jahres zu rechnen ist.

2 Rottenburg a. N., Blick von Nordwesten. Im Vordergrund Anbau und Laderampe, rechts im eingezäunten Bereich der so genannte Ätherbunker.



3 Rottenburg a. N.,
Innenansicht im 2. Ober-
geschoss, Blick nach
Nordwesten.

Über die weitere Verwendung des Hauses in Rottenburg ist derzeit noch nicht endgültig entschieden. Ein Ankauf durch die Stadt Rottenburg steht im Raum.

Die Bedeutung von Knochenresten

Die Bestände des osteologischen Archivs setzen sich, wie der Name sagt, zum überwiegenden Teil aus Knochen, aber auch Zahn- und Geweihresten zusammen. Nur ganz selten sind einmal Haare, andere aus Keratin bestehende Teile oder eingetrocknete Überreste von Weichgewebe erhalten. Die Tierknochen dokumentieren in der Regel Siedlungs- und Speiseabfälle sowie Reste der Artefaktherstellung oder Grabbeigaben. Die Menschenknochen stammen meist aus Gräbern. Wie entsprechende Kollektionen von Mollusken, Holz oder anderen Pflanzenresten auch werden sie als

bioarchäologische Sammlungen bezeichnet, deren Informationsgehalt und Aussagemöglichkeiten hinsichtlich der Lebensumstände unserer Vorfahren gar nicht hoch genug eingeschätzt werden können. Sie liefern in verschlüsselter Form mannigfache Hinweise zu Herkunft, Aussehen (Körper-, Widerristhöhe, Wuchsform), Arbeitsbelastung, Morbidität, Lebenserwartung (u. a. demografische Parameter), Verwandtschaftsbeziehungen ebenso wie zur Haustierhaltung und -zucht, Zusammensetzung und Zubereitung der fleischlichen Nahrung, Schlachttechnik, Umfang von Jagd, Fischfang und Sammelwirtschaft sowie ökologischen Gegebenheiten u. v. m. und sind aus gutem Grund als „biohistorische Urkunden“ anzusehen. Manche Informationen sind durch einfache Messungen oder die Beurteilung von Oberflächenstrukturen zu gewinnen, andere erschließen sich erst durch statistische Bearbeitung der Basisdaten, Röntgenaufnahmen, Computertomografie, Anfertigung von Dünnschliffen, Probenentnahme oder aufwendigere molekulargenetische oder chemisch-physikalische Verfahren (z. B. DNA- oder Isotopenanalysen). In den letzten Jahren haben gerade letztere eine rasante Entwicklung erfahren.

Im Zusammenhang mit invasiven Methoden entsteht nicht selten eine Konfliktsituation. Es gilt stets zu hinterfragen, ob eine Beprobung hinsichtlich des zu erwartenden Erkenntnisgewinns zu rechtfertigen ist oder der konservierende, auf Erhaltung zielende Charakter einer Sammlung bzw. die geplante museale Präsentation eines Knochen- oder Skelettfundes eine Beschädigung überhaupt zulässt. In vielen Fällen lässt der liegemitteubedingt schlechte Erhaltungszustand des Knochenmaterials bereits erahnen, dass bestimmte Verfahren wenig Aussicht auf Erfolg haben. Eine andere Strategie kann die Beprobung an Skelettelementen sein, die für metrische, morphognostische u. a. Methoden eher von geringerem diagnostischem Wert sind (z. B. Rippenfragmente versus Schädel- oder Beckenteilen). Je nach Fragestellung und späterer Verwendung werden pathologisch veränderte Strukturen entweder gezielt beprobt oder zerstörungsfreien Untersuchungen zugeführt. Sofern sich zur Klärung eines bestimmten Befundes eine histologische Aufbereitung als unabdingbar erweist, muss das betreffende Stück für die Rekonstruktion der Grab- oder Fundsituation im Museum restauriert und ergänzt werden. Idealerweise steht einem minimalen Substanzverlust ein maximaler Informationsgewinn gegenüber.

Osteologische wie auch andere Sammlungsbestände dienen der wissenschaftlichen Forschung und stehen in der Regel auch Fachkollegen aus dem In- und Ausland als Arbeits- und Vergleichs-

material zur Verfügung. Zu ihrer Betreuung und langfristigen Erhaltung sind neben Personal und Sachmitteln entsprechende Magazinräume notwendig, die gewisse Mindestanforderungen hinsichtlich Temperatur und Luftfeuchtigkeit erfüllen müssen. Durch fortschreitende Grabungstätigkeiten wächst der Bedarf an adäquater Unterbringung. In diesem Zusammenhang wird immer wieder der Ruf nach Entsorgung oder Wiederbestattung größerer Sammlungseinheiten laut. Für eindeutig unstratifiziertes Fundmaterial mag das eine Lösung sein, datierte Skelettserien oder Fundkomplexe sind dagegen zu keinem Zeitpunkt definitiv als „ausgeforscht“ anzusehen. Gerade nach den methodischen Fortschritten der letzten Jahrzehnte lässt sich heutzutage kaum abschätzen und vorhersagen, welche neuen oder verfeinerten Erkenntnismöglichkeiten sich in Zukunft noch entwickeln werden. Die Knochenreste müssen daher auch zukünftigen Forschergenerationen zur Verfügung stehen. Die Bedeutung einer Skelettserie ermisst sich zudem nicht aus der vorhandenen Stückzahl. Je nach Fragestellung, Region und Zeitstufe kann eine kleine Fundeinheit ebenso repräsentativ sein wie eine große nicht repräsentativ, da heutige Forschungsansätze weniger auf Einzelfallstudien, sondern vorrangig auf den Wandel von Mensch und Tier, deren Wechselbeziehungen zur Umwelt, demografische und populationsgenetische Prozesse in Raum und Zeit abzielen.

Osteologisches Sammlungsgut ist in Details und Vielfalt des möglichen Informationsgehaltes häufig aussagefähiger als historische Gebäude, alte Handschriften, seltene Kunstwerke, Funde aus Edelmetall o. ä. Der wesentliche Unterschied besteht darin, dass Knochenresten allgemein kein finanzieller Wert zugestanden wird. Auf jeden Fall sollte es daher das Bestreben aller beteiligten Entscheidungsträger sein, das ausgegrabene Skelettmaterial als direkte und indirekte Zeugnisse unserer Vorfahren würdig und in angemessener Form zu behandeln und zu bewahren.

Quellen und Literatur

Klaus Frank, Mostefa Kokabi und Joachim Wahl: Das osteologische Fundarchiv der Archäologischen Denkmalpflege in Rottenburg a. N. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1990, Stuttgart 1991, S. 340–344.

Gisela Grupe, Joris Peters, Elisabeth Stephan und Joachim Wahl: Kuratorische Verantwortung für bioarchäologische Sammlungen, in: Conservation Policy and Current Research. Documenta Archaeobiologiae, Jahrb. d. Staatssammlung f. Anthropologie und Paläoanatomie, München Bd. 2, hg. v. G. Grupe u. J. Peters, Rahden/Westf. 2004, S. 66–68.

Dirk Preuß: Prähistorische Anthropologie und Ethik – eine moralphilosophische Reflexion über den Umgang mit Skeletten in der Anthropologie, in: Beiträge zur Archäozoologie und Prähistorischen Anthropologie Bd. V, hg. v. N. Benecke, Langenweißbach 2006, S. 214–218.

Durchgreifendes Schätzungsprotokoll der Gebäudebrandversicherung 1911 ff., Stadtarchiv Rottenburg Bestand A 50, Nr. 924 Pag., S. 179r ff.

Feuerversicherungsbuch Bd. II, Stadtarchiv Rottenburg Bestand A 50, Nr. 938.

Wertvolle Hinweise verdanken die Autoren:

Frau Gabriele Löffler-Scheel (Vermögen und Bau Baden-Württemberg, Amt Tübingen) sowie Herrn Peter Ehrmann (Stadtarchivar der Stadt Rottenburg am Neckar).

Unsere langjährigen Mitarbeiter, Frau Birgit Schorer und Herr Oliver Häuser, steuerten dankenswerterweise aktuelle Bestandslisten und die fotografischen Aufnahmen zu diesem Beitrag bei.

PD Dr. Joachim Wahl

*Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege*

Dr. Elisabeth Stephan

*Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege*



Malereien von August und Josef Braun in der katholischen Pfarrkirche in Eriskirch am Bodensee

Künstlerische Ergänzung einer Raumfassung im Jahre 1933

Wenige Kilometer östlich von Friedrichshafen liegt der Ort Eriskirch, dessen katholische Pfarrkirche „Unserer Lieben Frau“ bis in das 19. Jahrhundert hinein ein Ort der Marienwallfahrt war. Das Innere der Kirche zeigt ein „gewachsenes“ Erscheinungsbild, neben der beeindruckenden mittelalterlichen Wandmalerei sind Zeugnisse aus dem Barock und Malereien aus dem frühen 20. Jahrhundert überkommen. Bei der Innenrenovierung der Kirche, nach starker Verschmutzung durch ein unzureichendes Heizungssystem notwendig, wurden 2005 nach dem Einbau eines modernen Heizungs- und Lüftungssystems alle Wand- und Deckenmalereien sowie die Ausstattungstücke konserviert und restauriert. Ziel der Maßnahmen, die von Juni bis Oktober 2005 stattfanden, war die Reinigung und Sicherung der Malereibestände. In diesem Beitrag werden die restauratorischen Maßnahmen an den „neuen“ Malereien von August und Josef Braun vorgestellt, zwei Künstlern aus Wangen im Allgäu, die in Süddeutschland Anfang bis Mitte des 20. Jahrhunderts wirkten.

Carmen Witt-Schnäcker

1 Selbstporträt von
August Braun 1899.



Die heutige Kirche stellt einen einheitlichen im frühen 15. Jahrhundert entstandenen spätgotischen Saalbau dar. Sie besitzt einen eingezogenen dreiseitig schließenden Chor und einen hohen Rechteckturm an der Chornordseite. Eine 1666 vorgenommene Erhöhung des Langhauses bewirkte die einheitliche Firsthöhe von Chor und Langhaus. Sowohl Langhaus als auch Chor besitzen heute flache Decken. Das Langhaus erhielt durch einen Umbau von 1666 einen barocken Charakter. Während das Gnadenbild der Muttergottes von Eriskirch noch mittelalterlich ist, entstammt die übrige Ausstattung überwiegend dem Barock. Ihre Berühmtheit erlangte die Kirche von Eriskirch aber durch die 1932/33 entdeckten und durch Restaurator Baur aus Biberach freigelegten, spätgotischen Wandmalereien. In dieser Zeit entstanden zudem die „neuen“ Malereien von August Braun und Josef Braun. Während August Braun das Deckenbild im Schiff im barockisierenden Stil malte (Abb. 2), war sein Neffe Josef Braun für die figürliche Malerei am Triumphbogen verantwortlich. Sie gehört zu den wenigen Beispielen seiner frühen Schaffensphase und ist dem Stil der Neuen Sachlichkeit zuzuordnen.

August und Josef Braun – zwei Künstlergenerationen

Im Jahr 1933 wurden August und Josef Braun mit der Neugestaltung des Deckenspiegels und der Chorbogenwand im Schiff beauftragt. Beide Künstler waren im süddeutschen Raum bekannt und hatten oft gemeinsam in Kirchen und Schlössern gearbeitet. In den ersten Jahren ihrer Zusammenarbeit war August Braun für den Bereich der Wand- und Deckenmalerei sicher der Lehrmeister seines Neffen (Abb. 1).

Der Maler und Illustrator August Braun aus Wangen im Allgäu wurde als jüngstes von insgesamt 13 Kindern am 6. Mai 1876 geboren. Nach dem Abitur 1896 zog er zum Studium an der Kunstakademie nach München. Während seiner Studienzeit lernte August Braun den späteren Kirchenmaler und Professor Gebhardt Fugel sowie den Friedrichshafener Maler Carl Casper kennen. „Mit ihnen pflegte er am sog. ‚Schwabensammtisch‘ zu verkehren, dem auch die Malerkollegen Hermann Anton Bantle, Franz Martin und der Restaurator Baur aus Biberach angehörten“ (Maria Braun).

Im Jahr 1898 unterbrach er sein Studium für einen mehrmonatigen Leipzig-Aufenthalt und begab sich 1899 nach Paris, um in der Kunstmetropole die vielen neuen Strömungen kennen zu lernen und seinen eigenen Stil zu finden. Aus Paris zurückgekehrt nahm er sein Studium in München wieder auf und wurde Schüler von Prof. Heinrich von Zügel, der der Abteilung für Tiermalerei der Akademie vorstand. Er erwarb eine große Meisterschaft in der Darstellung von Tieren. Nach dem Studium arbeitete er zwischen 1908 und 1914 in München als freischaffender Künstler, unter anderem für den Verlag Hanfstaengl, von dem er mit einer Serie von Lithografien der Plätze, Straßen, Anlagen und berühmter Gebäude der Stadt München betraut wurde. Zudem war er Illustrator verschiedener Bücher.

August Braun wird als sensibler und tief religiös geprägter Künstler beschrieben, der aus dem ersten Weltkrieg sehr betroffen zurückkehrte. 1919 siedelte er endgültig nach Wangen über, wo er zunächst im Haushalt seines Bruders Carl Braun und später bei seinem Neffen, Josef Braun, und dessen Frau lebte. Nach 1919 wandte August Braun sich verstärkt religiösen Themen zu. Durch freundschaftliche Beziehungen bekam er 1922 seinen ersten Auftrag für eine Kirchenmalerei in Heufelden. Dem folgten circa 45 Wand- und Deckenmalereien in ganz Süddeutschland. Seine Aufträge führten ihn fast immer in barocke bzw. barockisierte Kirchen. August Braun erkannte „die überragende Größe und Bedeutung der barocken Kunst“, der er sich nun mehr und mehr zu nähern suchte. Studienrat Dr. Franz Nasal, neben Kunsterzieher und Chorleiter Erhard Setz sein treuester Chronist, ging sogar so weit, ihn „den besten Barockmaler unserer Zeit“ zu nennen (Maria Braun). August Braun starb am 8. April 1956 kurz vor seinem 80. Geburtstag in Wangen.

Schwere Zeiten für einen jungen Maler

Saur, Allgemeines Künstler-Lexikon, bezeichnet Josef Braun (Abb. 3) als „dt. Kirchenmaler, Freskant, Restaurator“. Er wurde am 22. Juli 1903 in Wangen geboren. Nach dem Abitur studierte er von 1923 bis 1928 zunächst an der Kunstgewerbeschule und Akademie in München, im Anschluss daran an der Akademie für grafische Künste und Buchgewerbe in Leipzig und war dort Meisterschüler von Professor Walter Tiemann. Als freiberuflicher Maler kehrte Josef Braun 1929 nach Wangen zurück. Seine in den späten zwanziger Jahren gemalten Bilder stehen unter dem stilistischen Einfluss der Neuen Sachlichkeit. Den Ausführungen der Städtischen Galerie Wangen zur Ausstellung „Spurensuche“ anlässlich



des 100. Geburtstags des Künstlers sind wichtige Hintergrundinformationen über den Maler zu entnehmen:

„1932 erhielt er [Josef Braun] aufgrund einer Reihe von Familienstiftungen einen Auftrag von 14 großen Kreuzwegstationen auf St. Wolfgang [Kapelle in Wangen]. [...] Doch kaum hatte Braun mit deren Ausführung in al fresco begonnen, als

2 Deckenbild von August Braun im Kirchenschiff.



3 Selbstporträt von Josef Braun.

seine Arbeiten wegen ihrer expressionistischen Ausdruckskraft für „entartet“ erklärt wurden. Die Bilder und Figuren an den drei Kreuzen wurden verstümmelt, eine Vollendung des Auftrages somit verhindert. Erst gegen 1960 gelang es, den unvollendeten Kreuzweg unter Denkmalschutz zu stellen, sodass der mittlerweile schwerkranke Künstler noch einige Stationen ausmalen konnte. 1935 siedelte das Ehepaar Braun nach Stuttgart über, vorrangig bedingt durch den beruflichen Standortwechsel Dr. Gertrud Brauns. Gleichsam gaben die Verleumdungen der damaligen Kreisleitung mit Ausschlag für diesen Entschluss Josef Brauns.“

In diese Zeit fiel die Gestaltung der Chorbogengewand in Eriskirch, wo er noch einmal im Stil der Neuen Sachlichkeit gemalt hat.

Josef Braun arbeitete oft mit seinem Onkel August Braun zusammen, beispielsweise 1930 bei der Restaurierung der Pfarrkirche zu Rohrdorf/Allgäu und 1937 am illusionistischen Deckenfresko in der Pfarrkirche St. Nikolaus in Scheer an der Donau, nach dessen Beschädigung durch Erdbeben. 1939/40 fertigten die Brauns im Zuge der Restaurierung der Stiftskirche Rottenmünster bei Rottweil Decken- und Wandgemälde, wobei Josef Braun für die Kreuzwegstationen verantwortlich zeichnete. Zu seinen selbständigen Arbeiten gehören unter anderem die Restaurierung des Kreuzigungsfreskos von Andreas Rauch (1609) am Pfaffenturm Wangen/Allgäu und die der großen Säle im Schloss Ludwigsburg.

Im Laufe seiner Arbeit veränderte sich seine künstlerische Auffassung.

„Josef Braun nimmt in seiner Wand- und Deckenmalerei [...] Kompositionen und Formen des Barock auf und verbindet in der auf die Volksfrömmigkeit bezogenen Malerei von Tafelbildern Formen der Donauschule des 16. Jahrhunderts auch mit stilistischen Mitteln der Neuen Sachlichkeit, zum Beispiel Golgatha (vor Alpenhintergrund, um 1929)“ (Saur). Er arbeitete aber nicht nur als Kirchenmaler und Restaurator, sondern war zudem ein geschätzter Maler, der Porträts und in den 1950er Jahren viele Darstellungen aus Wangen und der Umgebung, die Allgäu-Berge und die Bodensee-Landschaft, malte. Als Josef



Braun 1965 starb, waren über 500 Bilder von ihm bekannt.

Deckenbild von August Braun im Kirchenschiff

Pfarrer Adolf Schneider, der von 1931 bis 1939 Pfarrer in Eriskirch war und als großer Kunstfreund galt, bezahlte die Freilegung der spätgotischen Wandmalereien, die neue Dacheindeckung und die Malereien der Decke und des Triumphbogens von August Braun und Josef Braun (Kuhn, Rau, Vesenmayer). Die Vermutung liegt daher nahe, dass der Pfarrer großen Einfluss auf die Darstellungsthematik der neuen Wandmale-

5 Pfarrer Dr. Alfons Schneider, Detail aus dem Prozessionszug im Deckenbild. Die bräunliche Fleckigkeit rührt von abgestorbenem Pilzbefall.



6 Bürgermeister und Gemeindemitglieder, Detail aus dem Prozessionszug im Deckenbild.



reien hatte. Nach Beschreibungen von Raimund Rau wollte er die Wallfahrt neu beleben. Darin könnte man den Zusammenhang mit der Gestaltung des Deckenbildes sehen, bei dem das Motiv der Wallfahrt und das Gnadenbild im Zentrum des Bildes stehen.

August Braun malte in Anlehnung an den Barock einen Blick in den offenen Himmel. Das obere Bilddrittel wird von der Darstellung des dreifaltigen Gottes bestimmt, der von Engeln und Heiligen umgeben ist. Zu den dargestellten Heiligen gehören hier Albert der Große, St. Konrad von Parzham, St. Franz Xaver oder St. Ignatius von Loyola und Elisabeth von Reute. Die Himmelfahrt des Eriskircher Gnadenbildes steht im Mittelpunkt des Bildes. Vier große Engel schweben mit dem Gnadenbild in ihren Händen zum Himmel empor. Im unteren Bilddrittel stellte der Maler eine Prozession in Eriskirch und der weiteren Bodenseelandschaft dar. Bei vielen gemalten Personen im Prozessionszug handelte es sich um Einwohner von Eriskirch. Alfons Schneider, der Pfarrer der Gemeinde (Abb. 5), Bürgermeister Richard Schaugg, verschiedene Vertreter der Kirchengemeinde und Lehrer sowie die damalige Haushälterin des Pfarrers wurden vom Maler im Bild festgehalten (Abb. 6). Auch in anderen Werken, so im Deckenbild in Schloss Zeil, integrierte August Braun die Landschaft und die Bewohner der jeweiligen Orte in seine Malerei.

Maltechnik des Bildes von August Braun

Der Putz im Deckenspiegel wurde im Zuge der Gestaltung vom Künstler aufgebracht und kurz danach bemalt. Im Streiflicht sind innerhalb des Deckenspiegels deutlich Tagwerksgrenzen abzulesen. Zudem ist im oberen Bildbereich mit einem Zirkelschlag in den frischen Putz hinein die Kontur für die Platzierung der Taube als Symbol für den Heiligen Geist vorgegeben worden. Im unteren Bilddrittel hat der Maler skizzenhaft die Anlage der Bodenseelandschaft in den frischen Putz geritzt. Zur Übertragung seiner Bildkomposition teilte August Braun das Deckenfeld durch Linien ein. Die Mitte des Deckenfeldes ist mit einer rötlichen Linie gekennzeichnet worden. Im unteren Bilddrittel sind durchgehende, geritzte Linien für die Markierung des Horizontes und die grobe Vorgabe zur Platzierung der Prozession auszumachen (Abb. 4).

Die figürlichen Darstellungen hat er vermutlich auf Karton oder Ölpapier gezeichnet und deren Rückseiten mit Kohle geschwärzt. Mit einem Pausrädchen sind die groben Konturen auf das Deckenfeld übertragen worden. Einige kleinere Bereiche korrigierte er mit einem blauen Stift, ig-



7 Kartierung des abgestorbenen Pilzbefalls und der stark nachgedunkelten Altretuschen.

noriierte auch teilweise seine eigene Komposition und wählte in kleinen Bereichen eine andere Gestaltung. Auf den frischen Putz wurde die Malerei, in Kalkkasein gebunden, aufgetragen. Die Bindemittelanalysen ergaben, dass der Putz keine zusätzliche Kalkschicht trägt. August Braun malte somit auf den relativ frischen Putz – vermutlich in Tagwerken und teilweise sehr pastos. Die Malerei weist im Streiflicht einen leichten Glanz auf, wie man ihn von freskalen Bindungen kennt.

Nach den Ergebnissen der chemischen Bindemittelanalysen enthält das verwendete Kalkkasein keine öligen Bestandteile. Das lässt den Schluss zu, dass der Künstler einen guten, relativ fetten und reifen Kalk für das Kasein-Bindemittel verwendete, der in dem frischen Kalkputz in einigen Bereichen freskal abgebunden scheint. Er muss zum Zeitpunkt der Ausmalung über sehr große Erfahrungen im Umgang mit diesem Bindemittel verfügt haben. Die Malerei, die mit großer darstellerischer Sicherheit und einem leichten „Pinselfluss“ in schönem Pinselduktus gemalt worden ist, weist für eine Kalkkaseinmalerei ohne jegliches Zusatzmittel eine große Schichtdicke in einigen Teilbereichen auf. In der Wahl der Farbigkeit ordnet sich August Braun der umgebenden frei-

8 Bräunlicher Befall entlang einer vertikal verlaufenden Risskittung.



gelegten mittelalterlichen Wandmalerei unter. Sie ist somit sehr verhalten.

Maßnahmen zur Konservierung des Deckenbildes

Die Oberflächen der Malerei zeigten eine einheitliche, starke Verschmutzung, die von dem alten, zuvor ausgetauschten Heizungssystem herrührte. Auf der Malschicht befanden sich kleine bräunliche Flecke – insbesondere auf den im Zuge der letzten großen Restaurierungsphase von 1985 gekitteten und retuschierten Rissen innerhalb des Deckenfeldes (Abb. 7). Zu Beginn der Arbeiten am Objekt wurden Proben von der Malschicht im Bereich der Kittungen und dem darauf befindlichen punktuellen bräunlichen Befall und von der Malerei August Brauns genommen und zur Analyse an Fachlabors versandt. Als Ursache für den bräunlichen punktuellen Befall wurden Pilze ver-

mutet. Die Analyse bestätigte, dass die bräunlichen Flecke von einem Schwärzepilz herrühren. Hierbei handelte sich allerdings um eine bereits abgestorbene Kultur, die zum Zeitpunkt der Maßnahmen keinerlei Aktivität aufwies. Im Zuge der Restaurierungsmaßnahmen wurden alle Flecke auf der Malschicht entfernt und mit einem Alkohol-Wasser-Gemisch als prophylaktische Maßnahmen behandelt, um etwaige noch aktive Bereiche des Schwärzepilzes abzutöten.

Die gekitteten und retuschierten Bereiche wiesen den stärksten Befall an bräunlichen Flecken auf (Abb. 8). In diesem Zusammenhang war von Interesse, welches Bindemittel für diese Bereiche des Deckenbildes verwendet worden war. Es stellte sich heraus, dass die Retuschen kasein gebunden sind. Im Gegensatz zum originalen Schichtaufbau, bei dem die kalkkasein gebundene Malschicht direkt auf den Mörtel gemalt worden war, befindet sich in den gekitteten Bereichen eine kalkgebundene, gefärbte Schicht auf der Mörteloberfläche. Darüber lag die in Kasein gebundene Retusche.

Während der aktuellen Restaurierungsmaßnahmen waren Stabilisierungen der Malschichten nur in wenigen Bereichen der Malerei notwendig. Die Retusche beschränkte sich auf wenige Bereiche.

Malerei am Triumphbogen von Josef Braun

Die Malerei von Josef Braun auf dem Triumphbogen der Kirche zeigt die Arbeit eines jungen Künstlers, der im gleichen Bindemittelsystem wie sein Onkel malte und seine Malerei ebenfalls auf frisch verputzten Flächen in Tagwerken geschaffen hat (Abb. 9). Dabei zeigte er aber eine andere Herangehensweise. Während August Braun das Deckengemälde relativ pastos malte, arbeitete Josef Braun äußerst dünnschichtig, wobei sich die Malschichten teilweise innig mit dem Putz verbunden haben. Die Bindemittelanalyse ergab hier, dass der hohe und bindende Anteil an Kalk vermutlich mit dem Leim dispergiert war. Die Vorzeichnungen hatte Josef Braun auch mit dem Pausrädchen auf die Putzflächen übertragen. Hierbei wurden die Konturen so tief in den Putz gedrückt, dass sie wie Ritzungen wirken. Insgesamt gewinnt man den Eindruck, dass der junge Maler stark vom freskalen Auftrag der Farbe beeinflusst war.

Schadensphänomene und Maßnahmen an der Triumphbogenmalerei

Die Malerei des Chorbogens zeigte die gleiche starke Oberflächenverschmutzung wie alle ande-

9 Nördlicher Teil der Triumphbogenwand mit Malerei von Josef Braun im Vorzustand.



ren Wand- und Deckenflächen und wurde einer Trockenreinigung unterzogen. Instabile Malschichtbereiche wurden vor der Trockenreinigung temporär gefestigt. Die Malerei weist teilweise ein markant fleckiges Erscheinungsbild auf, das vermutlich durch das zu frühe Malen auf den noch im Abbindeprozess befindlichen Putz zustande kam. In Bereichen, in denen die Malerei auf einen vollständig abgeputzten und getrockneten Putz nachgesetzt wurde, ist diese Fleckigkeit nicht anzutreffen.

Im oberen Wandbereich der nördlichen Chorbogenwand hat Regenwasser, das über lange Zeiträume durch einen undichten Dachanschluss zum Turm eingedrungen war, zu einem großen Wasserschaden geführt. Die wiederholte Durchfeuchtung der Malschicht verursachte Verkrustungen und Versinterungen mit dem Oberflächenschmutz. Zudem waren einige Bereiche stark ausgelaugt und Pigmente sind herausgewaschen worden. Diese starken Verschmutzungen konnten durch eine Lösung reduziert werden. Sinterlösende Bicarbonate wurden auf die Verschmutzungen aufgetragen und nach einer kurzen Einwirkzeit abgenommen und nachgereinigt. Festigungen und Retuschen waren nur in kleinen Bereichen notwendig und erfolgten in gleicher Weise wie im Deckengemälde von August Braun (Abb. 10, 11).

Schlussbemerkung

Eriskirch bietet die Möglichkeit, Malereien aus verschiedenen Jahrhunderten zu erleben. Malereien, die auf sehr unterschiedliche Weise Glauben und Humanismus darstellen und noch heute für Diskussionen sorgen. Es war daher ein Anliegen dieses Beitrages, neben den restauratorischen Maßnahmen näher auf das Leben und Wirken der Maler einzugehen, die in den 1930er Jahren das Erscheinungsbild der Kirche mit ihren Werken prägten und in schwierigen Zeiten lebten.

Literatur und Berichte

Maria Braun: August Braun 1876–1956, Ein Wanger Maler, Wangen 1996.

Georg Dehio: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler – Baden-Württemberg II. Die Regierungsbezirke Freiburg und Tübingen, München 1997.

E. L. Kuhn, Raimund Rau, Bernhard Vesenmayer: Die Pfarrkirche Eriskirch. Spätgotik am Bodensee, Friedrichshafen 1988.

Kurzbericht des Restaurierungs-Ateliers Hans-Peter Kneer, Munderkingen/Donau, zur Restaurierung vom 13. 5. 1985–Dezember 1985.

Mikrochemische Untersuchungen 2005:

Laborberichte Dr. D. Rehbaum, Dr. R. Utz, ProDenkmal GmbH, Bamberg – Berlin.



Laborbericht Prof. Dr. H.-P. Schramm, Labor für naturwissenschaftliche Kunstuntersuchungen.

Raimund Rau, Otto Scheibitz, Bernhard Vesenmayer: Bericht zur Renovierung der Pfarrkirche Eriskirch 1981–1986.

K. G. Saur: Allgemeines Künstler-Lexikon. Die Bildenden Künstler aller Zeiten und Völker, Band 14, München–Leipzig 1996.

Schnell: Kunstführer Pfarrkirche Eriskirch Nr. 507 (von 1942), Regensburg.

Carmen Witt-Schnäcker: Bericht über die Konservierungs- und Restaurierungsmaßnahmen an den Malereien im Schiff der katholischen Pfarr- und Wallfahrtskirche in Eriskirch, 2005.

Wertvolle Hinweise auf die persönlichen Verhältnisse der beiden Maler verdankt die Verfasserin Dr. Maria und Dr. Wolfgang Braun aus Wangen, Nachfahren der Künstler.

Dipl.-Restauratorin (FH)

Carmen Witt-Schnäcker

Schillerstr. 1a

78315 Radolfzell

10 Nördlicher Triumphbogenbereich, Malerei mit Wasserschaden während der Behandlung zur Reduzierung der Verschmutzungen.

11 Wie 10, Endzustand.

Eduard Paulus der Jüngere, zweiter Landeskonservator in Württemberg, gestorben vor 100 Jahren am 16. April 1907

Der jüngere Eduard Paulus, Sohn des gleichnamigen „Vaters“ der württembergischen Altertumsforschung, ist 100 Jahre tot und nahezu vergessen. Dabei hat er ein gewaltiges Werk hinterlassen, Oberamtsbeschreibungen, Monografien, Inventare, kleinere Forschungsberichte zur Archäologie, Kunst- und Landesgeschichte und eine Fülle von Gedichten. Eine kurze Würdigung seiner Person soll an eine Aufbruchperiode der Denkmalpflege und an eine vermutlich nur in Schwaben mögliche Vielfachbegabung erinnern.

Richard Strobel

*Wir sind das Volk der Dichter,
Ein jeder dichten kann,
Man seh' nur die Gesichter
Von unser einem an,
Der Schelling und der Hegel,
Der Schiller und der Hauff,
Das ist bei uns die Regel,
Das fällt uns gar nicht auf.*

Hurra, Eduard Paulus der Jüngere ist endgültig im Pantheon des Schwäbischen Geistes angekommen, rechtzeitig zu seinem 100. Todestag, versammelt im früher dem Kronschatz vorbehaltenen Südturm des Alten Schlosses in Stuttgart. Im Exzellenzen-Raum der Ausstellung „Das Königreich Württemberg“ ist seine Gipsbüste von Georg Rheineck (1900) ausgestellt gewesen, auf Augenhöhe mit Hegel, Hölderlin und Uhland, Hauff, Mörike und Hesse. Das will doch etwas heißen, zumal sein schriftlicher Nachlass von jeher im nobilitierenden Deutschen Literaturarchiv, damals Schiller-Nationalmuseum zu Marbach am Neckar, verwahrt wird, wo sich eine weitere Büste befindet (Abb. 1).

Und sein Grab? Im Stuttgarter Fangelsbachfriedhof ist die bescheidene schwarze Granitplatte mit schlichter Inschrift und bereits seit Jahrzehnten fehlendem Kreuz noch anzutreffen unter Nr. 11-7-10-5203, mitten in der Reihe, unansehnlich, vernachlässigt (Abb. 2). Wenig entfernt davon die Grabstätte seines Vaters, (Carl) Eduard Paulus des Älteren, der als „Vater unserer (das heißt der württembergischen) Altertumsforschung“ gilt, der Sandstein mit Rissen, abgewittert und ohne Inschrifttafel, also nicht mehr identifizierbar. Im Denkmalverzeichnis der Grablegen sind beide mit

der Nr.109 bzw. 52 eingetragen, aber nur wegen der Person, nicht wegen der Grabsteine. Somit durften sie verwittern, es fehlt an Geld zur Konservierung. Das Grab des Nachfolgers im Amt, des Landeskonservators Eugen Gradmann, auf dem Bergfriedhof (Hackstraße) ist ganz verschwunden, mag man sich trösten. Es könnte daran abzulesen sein, dass die Geschichte der Denkmal- und Heimatpflege (wie diese selbst) kaum noch Interesse erweckt, der Landeskonservator Eduard Paulus der Jüngere ist nur noch wenigen aus der Historiker- und Denkmalpflegerzunft geläufig. Das war nicht immer so, ganz im Gegenteil.

E. Paulus der Jüngere – künftig wird wegen des häufigen Vorkommens etwas despektierlich das von Paulus selbst benützte Namenkürzel E. P. verwendet – hat in der Reihe der Schwäbischen Lebensbilder 1950 eine ausführliche Biografie mit Schriftenverzeichnis erhalten. Bezeichnenderweise stammt sie gleich von zwei namhaften Autoren: dem Archäologen Oskar Paret und dem Literaturhistoriker und Leiter des Schiller-Nationalmuseums Otto Güntter. E.P. war aber außer Archäologe und Dichter noch viel mehr: Architekt, Kunsthistoriker, Landes„beschreiber“, Denkmalpfleger, Inventarisator, Museumsmann, Altertums„vereiner“, einst vielgeehrt und angesehen. Ein wenig spiegelt sich das in Berufsbezeichnungen und Titeln wieder, die er im Laufe seiner fast 33-jährigen Dienstzeit verliehen bekam. 1866 Hilfsarbeiter beim statistisch-topografischen Bureau (dem späteren Kgl. Statistischen Landesamt), 1873 stellvertretender Konservator der vaterländischen Kunst- und Altertumsdenkmale im Nebenamt, 1874 ordentliches Mitglied des Bu-

1 Büste E. Paulus d. J.,
bez. CP 1890, Ton.



reus, 1875 Konservator mit dem Titel Professor, 1877 Assessor beim Bureau, 1885 Finanzrat. An Ämtern wurden ihm ferner übertragen 1893 der Vorstand der Staatssammlungen mit dem Titel Oberstudienrat. Er trat 1898 aus Gesundheitsgründen vorzeitig in den Ruhestand, mochte sich aber dennoch von einigen Aufgaben nicht trennen. Im Württembergischen Altertumsverein war er seit 1864 Sekretär, er war Ehrenmitglied der Württembergischen Anthropologischen Gesellschaft und Ausschussmitglied im Verein für christliche Kunst in Württemberg seit 1878, desgleichen kurzfristig im Stuttgarter Verschönerungsverein. Georg Hager, sein Münchner Kollege als erster Generalkonservator des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege, der 1887 über die romanische Kirchenbaukunst Schwabens promoviert hatte und dem hoch verehrten und väterlichen Freund Paulus posthum (1909) den Sammelband seiner Aufsätze „Heimatkunst, Klosterstudien, Denkmalpflege“ widmete, meinte dazu, dass die wechselnden Titel in schwäbischer Gemütlichkeit äußerliche Wandlungen zuließen, niemals aber das Wesen eines solchen Mannes verändert hätten.

Auch der Medaillen- und Ordensregen war auf E. P. niedergegangen: 1882 große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, 1889 die silberne Erinnerungsmedaille zur Feier des 25-jährigen Regierungsjubiläums König Karls und 1892 das Ritterkreuz des Ordens der württembergischen Krone mit den Insignien des Löwen, 1904 das Ehrenkreuz des Ordens der württembergischen Krone, womit die Verleihung des persönlichen Adels verbunden war. Also ab dato allerdings nur noch für zwei Jahre Eduard von Paulus.

„Hurra!“ oder „o weh!“, so endet im Wechsel jeweils die letzte Zeile des Gedichts „Der Vielseitige“ von E. P., womit etwas von seiner Jugend-Befindlichkeit angedeutet sein mag. Mit seiner Vielfachbegabung scheint er dann aber nach anfänglichen Schwierigkeiten das ideale Betätigungsfeld gefunden zu haben. Er hat Erstaunliches geleistet in Wort und Schrift, er trug viel zur Verbreitung von Wissen über sein Heimatland Württemberg bei und warb in der ihm eigenen Art für die Denkmale. Es ging ihm um Kenntniserwerb und -verbreitung in der Landes- und Kunstgeschichte, wobei die solide Wissenschaft manchmal der schieren Begeisterung Platz machen musste. So ist ihm bereits zu Lebzeiten nicht erspart geblieben, dass manche seiner felsenfesten Erkenntnisse in Zweifel gezogen und widerlegt wurden. Was seine Arbeiten noch heute lebens- und lesenswert macht, ist die naive, ansteckende Begeisterung für Altertum und Mittelalter, seine poetische Ader und sein Sinn für Ironie, vor allem Selbstironie und manchen Sarkas-

mus. Man vergeht vor Neid, wenn man von der geselligen Festes- und Vereinsfreudigkeit der damaligen Zeit erfährt, die Fähigkeit spontan-einfühlsamen Erlebens von Kunst und Natur spürt, abhold aller nur-disziplinierten Wissenschaftlichkeit und voll Begeisterung für Rückversetzung des Menschen in eine phantasievoll-mythenreiche Vorzeit und glanz- wie leidvolle Geschichte. Heute fällt es schwer, ein gerechtes Urteil über eine so liebenswerte, irrende und begeisternde Persönlichkeit abzugeben. Aber sie nicht völlig der Vergessenheit anheim fallen zu lassen, mit ihr an die Aufbruchperiode der Denkmalpflege als Facette eines spätromantischen Historismus zu erinnern, dazu sei sein 100. Todestag Anlass genug.

Es wird immer aufs Neue zur Diskussion stehen, wie viel Wissenschaft notwendig, wie viel Popularisierung dienlich ist, um die Werte der „vaterländischen Kunst- und Altertumsdenkmale“ (wie es damals hieß) recht zu vermitteln. Der Nachfolger E. P.' im Amt, Eugen Gradmann, der die Inventarisierung auf eine neue, sachliche Grundlage stellte, war um ein gerechtes Urteil bemüht: Paulus' Kunst habe der vaterländischen Altertumspflege mehr genützt als viele Wissenschaft. Aber dann kommen doch wieder die Zweifel und so seien drei Beispiele aus der Archäologie, der Burgenkunde und der Denkmal-Inventarisierung genannt, nicht um zu (ver)urteilen, sondern um an seine Zeit und ein paar heitere Episoden der Forschungsgeschichte zu erinnern.



2 Grabstein von Constanze und Eduard v. Paulus d. J. im Fangelsbachfriedhof, 2007.

Der Limes war E. P. bis ins späte Berufsleben ein Herzensanliegen, vom Vater auf den Sohn schon in Kindertagen übertragen. Es hatte sich bei ihnen trotz fortschreitender Forschung ein seltsam labiles System an einem „Rückenmarkstrang“ verfestigt, bestehend aus Bursteln, Standlagern, Kastellen, Ringwällen, Verschanzungen bis zum Albrand hinter und Erdwerke für die Feldwachen vor dem Limes, dazu ein umfangreiches Römerstraßennetz, wobei die rätische Limesmauer zunächst als Hoch- oder Mörtelstraße und der Hohenstaufen als zentraler römischer Beobachtungspunkt galt. Noch 1886 verfocht E. P. einiges von diesen Konstrukten in der Oberamtsbeschreibung Ellwangen, was ihm heftige Kritik durch den Limesforscher Oberst August von Cohausen aus Wiesbaden eintrug, die „wie ein Blitz eingeschlagen“ habe. Cohausen schrieb damals: „...da jedoch mein Sinn in erster Linie mehr auf das Thatsächliche als auf das Theoretische, mehr auf das Technische als auf das Poetische gerichtet ist...“. Einem Limeswanderer und jahrzehntelang im Gelände Forschenden in Summa nur Theorie und Poesie zu unterstellen, war ein starkes Stück und schmerzte; aber war dieses herbe Urteil nicht doch wenigstens zum Teil berechtigt?

Ein Lieblingssort für E. P. war der Hohenneuffen, sodass er den scherzhaften Übernamen „der Alte vom Hohenneuffen“ und von seinen Freunden und Verehrern 1909 dort eine würdige Gedenktafel von Georg Rheineck in neuromanischen Formen bekam (Abb. 3). Für ihn waren es spätrömische, dann völkerwanderungszeitliche Mauern und die Ostgoten mit Theoderich dem Großen (t

526) die Erbauer. Das trug ihm entschiedenen Widerspruch u. a. durch den Burgenforscher Otto Piper mit Datierung des Hauptanteils ins 16. Jahrhundert ein, was in den Blättern des Schwäbischen Albvereins, in der „Kronik“ des Schwäbischen Merkurs, in der „Denkmalpflege“ und andernorts zu heftigen Diskussionen führte. Bei E. P. gipfelte die Abwehrschlacht mit einem „Offenen Sendschreiben“ vom 20. August 1898 in dem grotesk-verzweifelten Schlachtrufreim: „Schwabenland, wehre dich / um deinen Theoderich!“ Vergeblich. Bald schon wollte niemand mehr an der Richtigstellung mit 1000 Jahren Unterschied rütteln.

Zuletzt das Inventar, mit dem ersten Band Neckarkreis und dem Erscheinungsdatum 1889 nur zwei Jahre später als der erste badische Band Konstanz von Franz Xaver Kraus, mit einem eigenen Atlasband alle bisherigen deutschen Inventarbände übertrumpfend. Aber dieser Triumph konnte den Verlust an sonstiger Reputation nicht ausgleichen. Jüngere Fachkollegen mochten den dichterischen, ja hymnischen Ton seiner Texte nicht durchgehen lassen und warfen ihm vor, es sei die Arbeit eines Poeten mit feuriger, schwungvoller Sprache, anregend auf weite Kreise, aber erkaufte durch das Fehlen aller wissenschaftlicher Tugenden (Ernst Polaczek, damals Assistent Georg Dehios in Straßburg). Was nütze praktischer Denkmalpflege die schönste Illustration, wenn der Text recht poetisch-feuilletonistisch sei, aber nur die Hälfte der Denkmäler enthalte (Max Wingenroth, Nachfolger von F. X. Kraus in Freiburg i. Br., was reichlich übertrieben klingt, denn nicht so sehr fehlende Denkmäler, wie der Mangel an ausreichender und systematischer Darstellung kennzeichnen das württembergische Inventar).

E. P. als Architekt

*Ich rechne ab mit einem reichen Leben,
Der Liebe Glück, der Freundschaft sanftes Licht,
Der schöne Hang zu Baukunst und Gedicht
Ward mir auf diese Erde mitgegeben.*

E. P. absolvierte nach seiner Gymnasialzeit zunächst das Studium der Architektur am Stuttgarter Polytechnikum 1855–59 mit Staatsexamen. Seine Lehrer waren dort unter anderen Josef Egle und Christian Friedrich Leins. Es trieb ihn aber neben dem Dichterleben eher zur Archäologie und Kunstgeschichte, da „meine Fähigkeit weniger in technischer Gewandtheit als vielmehr im spekulativen Versenken in die Kunst lag“. Dem Studium der Ästhetik, Kunstmythologie und Geschichte der Philosophie widmete er sich in München 1860/61, weshalb sein Architektenwirken 1863/64 auf anderthalb Jahre Praktikum im Büro

3 Denkmal für E. Paulus d. J. auf dem Hohenneuffen, abgebildet in: Blätter des Schwäbischen Albvereins Jg. 21, Dezember 1909.



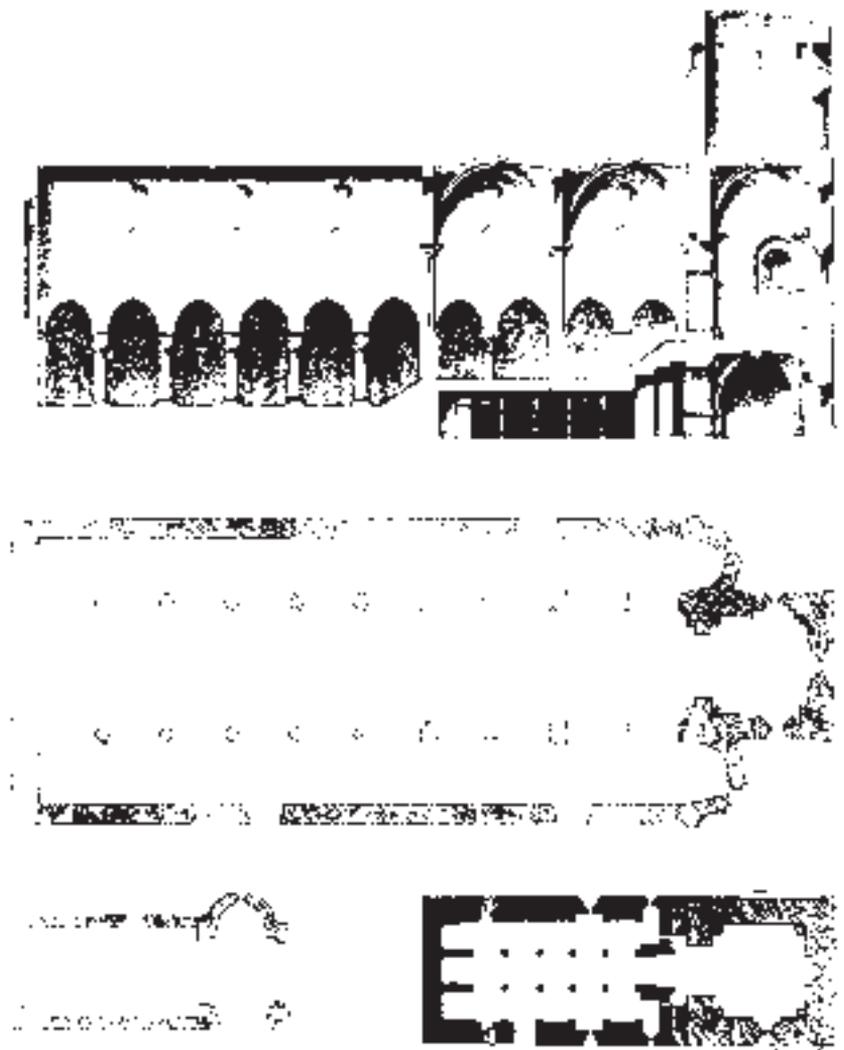
Leins beschränkt blieb. Wie viele andere Leinschüler war er dort Auszubildender zu einer Zeit, als Entwürfe von Neubauten und Um- und Ausbauten vieler Kirchen zu liefern waren, so damals unter anderem fast gleichzeitig für die evangelischen Kirchen von Bregenz, Dettingen/Erms, Nattheim Kreis Heidenheim sowie eine Entwurfsserie für die Stuttgarter Johanniskirche, für die Einleitung umfangreicher Restaurierungen der Sindelfinger und Tübinger Stiftskirche. 1863 wurde auch der Grundstein zum von Christian Friedrich Leins entworfenen Gesellschaftshaus der Liedertafel gelegt. Gewiss war diese Architektenausbildung in der Praxis zum Vorteil für den späteren Konservator, der mit solider Grundlage für Bauaufnahme, Bautechniken und Restaurierung, zugleich mit offenen Augen für zeitgenössische Architektur als beratungsfähiger Partner in der Denkmalpflege auftreten konnte. Von eigenen Aufmaße legt Zeugnis ab das 11. Jahreshaft (1866) des Württembergischen Altertumsvereins mit Plänen der Kirche von Oberstenfeld (Abb. 4), zu einer Zeit, als er sich stets noch „Architekt“ nennt, wohl zur Unterscheidung vom Vater als „Finanzrat“. Im Vergleich zu den späteren Plänen im Inventar von Georg Loesti sehen sie schematischer aus; wenigstens blieb ihnen der seitenverkehrte Abdruck wie bei den Plänen der Kleinkomburger Kirche 1869 erspart. Von der damals in Baden gelegenen Klosterkirche Bronnbach macht er Mitte der siebziger Jahre auf fast 30 Seiten Aufmaße. Zur Baukunst seiner Vaterstadt äußert er sich später (1889) anerkennend und stadtgestalterisch engagiert: „Seit den Tagen Ulrichs des Vielgeliebten ... sind in Stuttgart erst jetzt wieder ... domartige ... Kirchen entstanden, Stuttgart ist jetzt auch eine turmreiche Stadt geworden. Möchte doch auch eine Renaissancekuppel im schönen Thale sich aufwölben!“

E. P. als Archäologe

*Es rutschen dran herum
Die Herrn Archäologen,
Wie ganz hineingebogen
Ins graue Alterthum.*

*Man sieht's dem Hügel an
Er ist von einem Kelten!
Wir lassen das nicht gelten,
Hier schlummert ein German!*

Er wurde schon als Kind in die Lieblingsbeschäftigung seines Vaters eingeführt, bei Wanderungen durch die Gaue und später bei der Mitarbeit an der Archäologischen Karte von Württemberg im Maßstab 1:200 000, die in der 4. Auflage 1882 als fortgesetzt vom Sohn bezeichnet wird



(Abb. 6); sie gilt als bahnbrechend und als erste dieser Art in deutschen Landen. Er hat sich und seinem Vater im Gedicht „Die Harmlosen“ 1862/63 ein humorvolles Denkmal gesetzt:

*Klimmen oft in Abendgluth
Auf der Vorzeit heilge Trümmer,
Und erforschen da mit Wuth
Deutsch' und röm'sche Alterthümer.*

*Und in hoher Andacht tönt
Nun ihr klarer Geist sich hier aus,
Und dann ziehn sie weltversöhnt
Im Triumph in's beste Bierhaus....*

Verdienste erwarb sich Paulus bei der Fundbergung aus Hügelgräbern, so 1860 Zuffenhausen-Schelmenwasen, 1877 Belle Remise auf der Markung Ludwigsburg-Pflugfelden und Gießübel-Talbau bei der Hundersinger Heuneburg. Die beiden letzteren Bestattungen brachte er als „Fürstengräber“ mit dem „Fürstensitz“ Hohenasperg bzw. Heuneburg in Beziehung, Bezeichnungen, die sich seither durchgesetzt haben. Dem zweiten Atlasband seines Inventars von 1893 hat er eine delikate gezeichnete Tafel mit far-

4 Aufmaße und Zeichnungen der Kirche von Oberstenfeld von E. Paulus d. J., veröffentlicht in den Jahreshaften des Württembergischen Altertums-Vereins 1866, Heft XI, Abb. 38.

biger Hallstatt-Keramik beigegeben. Freilich irrte er noch bei der zeitlichen Einordnung der Funde in Heuneburg-Nähe. Zuerst als römisch, dann markomannisch, zehn Jahre später als altgermanisch erklärt, präzierte erst Ludwig Lindenschmidt in Mainz die Zuordnung zur Hallstattzeit, „anders als die Herren in Stuttgart“. Auch Paulus' manchmal eindeutend eigenwillige und eher poetisch geprägte Terminologie macht schmunzeln. Die Bursteln und Spähberge sind ein Lieblingskind ebenso wie die Siegelerdegefäße, vom Rückenmarkstrang des Limes war schon die Rede. Sein Optimismus, die Deutung des Limes als eher zivile Zolllinie sei wegen erdrückender Beweise für die „in gewaltigen Kampfzeiten errichteten Befestigungswerke“ für immer zu begraben, hat nicht gesiegt. Verdienstvoll waren seine Bemühungen um Fortführung der topografischen Aufnahmen von Ringwällen und Burgstätten. Seine Grabungen 1866 an der Villa rustica in Oedheim, 1875 in der „Pfahlbaustation“ im Steinhauser Ried, 1880 an den Römerkastellen Mainhardt und Isny-Brettmauer 1883 oder in Kirchen haben zumindest Mauerzüge bzw. Fundbeobachtungen festgehalten. In der Hirsauer Vorhalle (zusammen mit Georg Hager), bei Grabungen in der Johanniskirche zu Schwäbisch Gmünd 1869/70 und Lorch 1874 war er beobachtend und notierend tätig, auf dem Hohenneuffen noch 1898.

5 E. Paulus d.J. in Italien von Adolph Treidler undatiert (1880 ?), Bleistiftzeichnung.

E. P. als Italienreisender und Kunsthistoriker

*Der Genius der Menschheit wahr und tief
Hat er mir hier mein Wesen durchgestaltet,
Und was von zäher Keimkraft in mir schlief,
Mit einemale war es rein entfaltet.*

*In Götterfreiheit lebte ich dahin,
Hochaufgeführt vom Sturme der Gedanken,
Und was mir noch umschränkte meinen Sinn,
Das waren nur der Schönheit lichte Schranken.*

Italien war für fast alle Deutschen – Stichwort J. W. v. Goethe – ein Schlüsselerlebnis, so auch für E. P. Er bereiste das Land mehrmals unter gewiss mühsamen Umständen 1862/63, 1865 und 1868, dann in den achtziger Jahren (Abb. 5). Köstliche Gedichte, Anekdoten und Aufsätze berichten davon. Es war nicht nur Augenblicksergriffenheit mit un-

reflektierten Hochgefühlen, wenn auch die Emotionen wahrlich nicht zu kurz kamen. Das uner müdliche Sich-Aneignen eines fremden und längst als edel verehrten Kunstschaffens forderte im Gefolge der Entdeckung der Renaissance zu ständiger Auseinandersetzung auf. Das empfindsame Gemüt eines Noch-Bohémien und wissbegierigen Wanderers mussten die Renaissancebauten von Florenz und in Toskana, der heidnische Untergrund Roms und seine Überformung mit dem Prunk der Papststadt tief treffen, wenn es offen und germanisch-teutsch-tumb oder nur schwäbisch-nüchtern gut lutherisch dastand und nun endlich von Sehnsucht nach dem Süden getrieben angekommen war. Frucht der Italienreise 1865 ist sein Einleitungstext zu dem schmalen Prachtband „Die Bauwerke der Renaissance in Toscana“, Wien 1867, mit Aufmaßzeichnungen von Adolf Gnauth und Emil von Förster, der Fragment blieb. Es entstand ferner seine Tübinger Dissertation 1868 über die Villa d'Este in Tivoli, eine literarische Arbeit. Als weit verbreitetes Prachtwerk der Reiseliteratur galt das mit Karl Stieler und Woldemar Kaden zusammen verfasste Buch „Italien, eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna“, 1876, zweite Auflage 1880. Aus heimlichen Gefilden berichten Aufsätze zum Besigheimer Altar und zu Wimpfener Bauten 1866 oder zur Mühlhausener Veitskirche 1875; dann seine bedeutenden, in Lieferungen erschienenen Monografien der Klöster Maulbronn 1873–79 und Bebenhausen 1886/87, wobei die Maulbronn-Publikation als Jahresgabe des Altertumsvereins weite Verbreitung und drei Auflagen erfuhr. Schließlich seine kunsthistorischen Beiträge für die Oberamtsbeschreibungen und das Inventar ab 1889. Das alles wäre wohl so kaum gekommen, wenn sein Wunsch nach einer Professur in Erfüllung gegangen wäre. Ein Gesuch um Privatvorlesungen am Polytechnikum bereits 1863/64, unter anderem zur Geschichte der antiken Skulptur, war wegen Widerstands beim Lehrerkollegium abgelehnt worden. Der Professorentitel ist ihm dann später als Konservator verliehen worden.

E. P. als Denkmalpfleger, Landesbeschreiber und Inventarisator

*Ich sitz' in meiner Zelle
Im Landesamt allein,
In stiller Sonnenhelle,
Im Winterabendschein.*

*Daneben Monitorien,
Gesuche, rund und nett,
Von Aemtern, Konsistorien,
Und schließlich ein Sonett.*



*Wer mühsam und beladen,
Der wendet seinen Pfad
Zum Landeskonservator,
Zu finden Rat und That.*

Es ist immer schwierig, die Bemühungen und Erfolge eines Denkmalpflegers gerecht zu beurteilen, auch bei günstigerer Tradierung und Dokumentation als im 19. Jahrhundert. E. P. wird geschildert als Persönlichkeit, die überall im Land einmal gelassen auftauchte, bei den damaligen Verkehrsverhältnissen sicher ein Kunststück, und dem Amt des Landeskonservators zu sprichwörtlicher Volkstümlichkeit verhalf. Er kümmerte sich um Kirchenrestaurierungen, bei denen er einen oft rigorosen Kurs des purifizierenden Rückbaus und der Stilreinheit unterstützte (Johanniskirche Schwäbisch Gmünd, Lorch). Die „Restaurationen“ in Hirsau (Kreuzgang und Ruinensicherung), Alpirsbach, Maulbronn und Blaubeuren, zumeist von der Königlichen Finanzverwaltung durchgeführt, begleitete er mit großem Interesse. Berichtenswert waren für ihn die Instandsetzung des alten Landschaftsgebäudes in Stuttgart 1874, Freskenfreilegungen (Kleinkomburg, Alpirsbach, Ulm Barfüßerkirche beim Abbruch) oder die Entdeckung und Neuaufstellung von Grabsteinen, zum Beispiel Zavelstein 1877 und Stuttgart Hospitalkirche 1878. Er sorgte 1893 für den Ankauf der Burgfeldener Michaelskirche und die Freilegung und Dokumentation ihrer Fresken. Große Verdienste hat sich E. P. in der Landesbeschreibung erworben. Sieben Oberamtsbeschreibungen hat er, zwischen 1875 und 1886 erschienen, hauptverantwortlich zusammen mit Julius Hartmann bearbeitet, bei vielen schon zuvor mitgearbeitet. Die großartige Leistung dieser Landesbeschreibung, zu der auch viele andere Autoren Beiträge lieferten, kann hier nicht eigens gewürdigt werden. Sie kam dann jedenfalls dem Inventar, den Kunst- und Altertums-Denkmalen im Königreich Württemberg zugute, das mit dem Band Neckarkreis von 1889 immerhin 17 Oberämter, dem Schwarzwaldkreis von 1897 ebenso viele umfasste. Dazu muss man wissen, dass nur vom Flächenumfang her betrachtet ein heutiger Landkreis aus circa drei Oberämtern besteht, also ein Gebiet von derzeit jeweils fünf Landkreisen darzustellen war. Der Neckarkreis mit Städten wie Stuttgart, Esslingen, Heilbronn und so vielen denkmalreichen Mittel- und Kleinstädten war nicht minder arbeitsintensiv wie der Schwarzwaldkreis mit Reutlingen, Rottenburg, Rottweil und Tübingen. Dem Vorwurf, dass viele Denkmale fehlen könnten, begegnete E. P. mit der Bemerkung, er habe beabsichtigt, „das wirklich Monumentale groß und breit zu geben, damit unser Volk nicht verwirrt werde durch eine Un-



summe sich gegenseitig stoßender Einzelheiten“. Dieser Einstellung gibt das gleich bleibende Titelblatt aller vier Atlasbände von Georg Loesti – nur der eingedruckte Schriftzug wechselt – mit der märchenhaft-naturnahen Zusammenschau einiger Großdenkmale des Landes beredten Ausdruck (Abb. 7). Nur hätte man sich manchmal mehr Sachangaben als den hymnischen Preisgesang gewünscht. Freilich kann die Einleitung zum ersten Inventarband als Meisterwerk der Panegyrik gelten mit Würdigung der spezifischen Bodenformierung und des Landschaftsbildes. Die Schlangenwindungen des Neckars werden so anschaulich wie die fruchtbaren anstoßenden „lehmgründigen Flächen“ und das „Gewell thon- und sandsteinreicher Waldberge“ im Hintergrund. Dazu die starken Stützmauern der Weinberge an den Abhängen mit schmalen Erdstufen, „durch die nachhelfende Hand des Menschen sogar kunstreich verändert“. Es sind Themen für das Inventar, die heute nach intensivster, unaufhaltsamer Landschaftsveränderung durch Flurbereinigung, neue Bewirtschaftungsformen und Verkehrseingriffe wieder aktuell sind, freilich viel zu spät. Nach der sachlichen Nennung der Bodenformationen kommt sogleich der Gesang des Naturverbundenen und Italien-Entflammten. Originalton E. P.: „...mit dem Lichtgrün der Reben, dem Epheu, den Wildrosenbüschen und halbwild gewordenen Gartenblumen der Gegend einen südlichen Geist verleihend. ... Darüber das sanfte

6 *Deutschlands erste Archäologische Karte M. 1:200 000 für Württemberg von E. Paulus d. Ä. 1859 vorgelegt, die 4. Auflage 1882 unter Mitarbeit seines Sohnes veröffentlicht.*

7 Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Inventar, Titelblatt des Kunstatlas Bd. 2 Schwarzwald-, Jagst- und Donau-Kreis, 1893 mit einigen liebevoll wie für ein Märchenbuch arrangierten Großdenkmalen des Landes von Georg Loesti.



Licht eines milden Himmels, eine zarte, wegen der vielen nahen Waldberge frische und fast immer sturmlose Luft“.

Bleibenden Wert hat das Inventar mit der Darstellung der im Zweiten Weltkrieg zugrunde gegangenen Denkmale, mit seinen Bauaufnahmen und zeichnerischen bzw. fotografischen Dokumentationen, mit seiner Tradierung älterer und längst verschwundener Zustände oder Befunde, mit seiner Bestandserfassung vor Translozierungen, Umbauten, Abbrüchen, Verlusten und Entdeckungen. Zu bedauern bleibt, dass der Atlas wegen seines unhandlichen Querformats die erwünschte Breitenwirkung nicht entfalten konnte und heute als teilweise ungehobener Schatz in den Bibliotheksregalen verstaubt. Auch wäre für zahlreiche Abbildungen, überschlägig sind es mehr als die Hälfte, das Atlasformat nicht nötig gewesen. Misslich macht sich die fehlende Paginierung und Durchnummerierung bemerkbar; so waren Querverweise im Text nicht möglich. Nur Bayern hat sich etwas später noch zwei kleinere Abbildungs-Foliobände geleistet, sonst blieb Württemberg mit dem Großatlas allein auf weiter Flur.

Das Inventar entstand zu einer Zeit, als „in fast allen Staaten Deutschlands ein Wettstreit in Publizierung und Illustrierung von Kunst- und Altertumsdenkmalen“ herrschte. Württemberg war mit den Oberamtsbeschreibungen an der Spitze gestanden und sollte auch in der Altertumspflege nicht hinter den anderen Ländern zurückbleiben. Wettstreit und Länderstolz in Sachen Kultur war also eine nützliche Antriebsfeder für Arbeit und

Publikation. E. P. betonte mehrmals den Reichtum, ja die Überfülle an Denkmälern im Land. Es sollte Stolz auf sie und Verantwortung für sie geweckt werden. Der Auftraggeber wird durch Widmung („Seiner Majestät dem König Karl von Württemberg zum fünfundzwanzigjährigen Regierungs-Jubiläum ...“) und die Geldmittel verwilligende Ständeversammlung im Vorwort mit Dank bedacht. Sehr dezent wird dem König weitere Reverenz durch Ortsanspielung und Inschrift erwiesen. Als Vorsatzblatt im ersten Atlasband ist der Blick auf Stuttgart von der Karlshöhe über das Karls-Gymnasium hinweg abgebildet. Dem Textband ist ein ganzseitiges Prachtfoto vom Portal der Stuttgarter Alten Kanzlei beigegeben; der lateinischen Inschrift im Fries der Portalumrahmung ist zu entnehmen, dass König Karl anno 1878 die Wiederherstellung des Bauwerks in der früheren Form veranlasst hatte. Das waren noch Zeiten, als der Landesherr persönlich sich um die Denkmalpflege kümmerte.

E. P. als Altertumsvereins-Sekretär und Museumsvorstand

*„Halt etwas für die Leute
Im Altertumsverein,
Womöglich soll' es heute
In vierzehn Tagen sein!“*

*O lieber Freund, ich halte
Am liebsten meinen Rand,
Beschrieb schon jede Falte
In diesem Schwabenland*

*„Du findest immer wieder
Ein neues altes Trumm,
So manchen Stoff schlägt nieder
‘S Konservatorium“.*

Als man am 16. Februar 1889 E. P.' Jubiläum feierte – er war damals 25 Jahre Sekretär des Württembergischen Altertumsvereins – wurden ihm zu Ehren drei Gedichte vorgetragen bzw. gesungen. In einem heißt es, übrigens auf die Melodie „Preisend mit viel schönen Reden....“, dass sich im „Museumsrittersaal“ (Alte Staatsgalerie) Stuttgarts Altertumsvereinler in großer Zahl versammelt hätten. E. P. selbst hielt einen geistvollen Doppelvortrag über 800 Jahre Baukunst und 25 Jahre Dienstzeit, „Ernst und Scherz, Prosa und Poesie wundersam mischend, die Versammlung öfter zu lautem Beifall hinreißend“. Es folgte ein Bankett, „belebt durch Rede und Gesang“. Die regelmäßigen Zusammenkünfte mit Vorträgen und Gedankenaustausch in den gemeinsamen Anliegen waren tragender Bestandteil des Vereinswesens, das für das 19. Jahrhundert nicht wegzudenken ist. Der Stuttgarter Altertumsverein war 1843 gegründet worden und entwickelte sich zu einem wichtigen gesellschaftlichen Faktor trotz späteren Mitgliederschwunds. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, „Denkmäler der Vorzeit, welche geschichtlichen oder Kunstwert haben, vor Zerstörung oder Entfremdung, vor Beschädigung oder Verunstaltung zu bewahren, sowie auch dieselben der Betrachtung zugänglich zu machen...“. „Jahreshefte“ ab 1848 mit zum Teil hervorragenden großformatigen Lithografien und Farbdrucken ebenso wie die „Schriften“ seit 1850, von letzteren übrigens die sechs ersten Hefte ausschließlich vom Vater Paulus bestritten, stellten die Verbindung zu den Mitgliedern her. E. P. war bis 1899 Sekretär des Vereins, betreute den Schriftverkehr und das Publikationswesen. Für Forschung und Veröffentlichungen sollte durch Abgabe der Sammlungen in den sechziger Jahren an die Königliche Staatssammlung, was dann 1872 geschah, mehr Raum geschaffen werden. So wird gerade zu Beginn der Tätigkeit E. P.' häufiger von Grabungen (=Forschung) und Baumonografien (=Publizierung) berichtet. Als Vortragender war er oft jährlich mehrmals, auch aus hilfsweise gesucht, wie obige Verse berichten. Wie beliebt er war, bekundet z. B. die Nachricht, dass er beim Vortrag seines epischen Gedichts „Erwin von Steinbach“ 1900 „stürmisch begrüßt“ und am Ende mit „gewaltigem Beifall“ bedacht wurde.

Die Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale war 1862 begründet worden, bis zum Umzug ins Neue Schloss ab 1921/1923 eher unzureichend untergebracht in Erdge-

schossräumen der bis 1883 neu erbauten Landesbibliothek. Auch wenn die nur wenige Jahre währende Personalunion ab 1893 von Konservator und Museumsvorstand offiziell als günstig empfunden wurde, wird man den Eindruck der Sparsamkeit und des Interessenkonflikts nicht los. Schon damals bedurfte die Erhaltungsanstrengung vor Ort eines ganz anderen Denkansatzes und Durchführungsmodus als die Museal- aufbewahrung.

E. P. als Dichter

*Der ich meine Lieder dichte
Immer auf der Königsstraße
Meinen Gang nach ihnen richte
voll taktfreudiger Ekstase.*

*Doch die Freunde, welche gleichsam
Schrankenlos Langweile haben,
Wittern meinen Dichter-Leichnam
Mit dem Scharfsinn alter Raben.*

*Nicht durch Wort, noch Schirm, noch Knüppel
Können sie vertrieben werden,
Und die Lieder bleiben Krüppel,
wie das meiste Glück auf Erden.*

E. P. pflegte, zumindest in seinen mittleren Jahren, auf der damals noch heiteren Königsstraße (Abb. 8) dichtend spazieren zu gehen, wie er mit obigen Versen mitteilt. Als 22jähriger kann er schon sein erstes Gedichtbändchen vorlegen, eines von vielen folgenden. Noch bedarf es der empfehlenden und unterscheidenden Anmerkung, dass es sich beim Autor um den gleichnamigen Sohn des Finanzassessors handelt, des Verfassers der „Waldbilder“. Es sind empfindsame Gedichte von Vergänglichkeit und Schmerz. Mit ihnen trat er in der Münchner Dichtergesellschaft „Krokodil“ auf, als er nach eigenen Worten „mit stumpfer, aschgrauer, klagender Stimme blässliche Ergüsse seiner noch fußtief im Weltschmerz sitzenden Seele“ vortrug und die Größen jenes Dichterkreises, Geibel, Bodenstedt, Heyse durch beredtes Schweigen ihr Urteil abgaben. Dennoch blieb er Zeit seines Lebens Dichter und hat einen Beitrag zur schwäbischen Literatur geleistet, der volkstümlich, erfrischend phantasievoll dasteht und oft mit Humor und Selbstironie bezaubern kann. „Mit der Fülle des Schönen, das er geschaffen hat, schließt Eduard Paulus die Reihe der schwäbischen Lyriker des 19. Jahrhunderts würdig ab“, hat noch 1950 Otto Güntter geschrieben. Man mag heute zurückhaltender urteilen. Bewundernswert bleiben sein empfindsamer Ton und der Bilderreichtum, der in allen seinen Schriften durchschlägt. Woher es kam? Die dichter-

8 Stuttgart, Blick in die Obere Königstraße 1865, rechts das nach dem Krieg abgebrochene Kronprinzenpalais, links Sicksches Haus, heute Commerzbank. (Archiv LAD)



sche Veranlagung hatte er vom Vater, den Humor von der Mutter. Einen bekannten Gelegenheitsdichter nennt er sich einmal und es gerinnt ihm vieles, manchmal fast alles zu hoch gestimmtem Ton und Reim. Hinter den Titeln seiner Oktavbändchen verbirgt sich Persönliches und Zeitkritisches: Gedichte 1859, Bilder aus Italien 1866, 3. Auflage 1879, Aus meinem Leben 1867, Die Photographie 1868, Krach und Liebe, aus dem Leben eines modernen Buddhisten 1879, Lieder und Humoresken 1880, Stimmen aus der Wüste 1886, Der neue Merlin, ein Gedicht aus dem nächsten Jahrhundert 1888, Die Alb 1893, Helgi, ein Sang aus der Edda 1896, Arabesken 1897, Drei Künstlerleben 1900, Der Alte vom Hohenneuffen. Berglieder 1900, Aus Orient und Occident 1901, Heimatkunst. Neue Lieder und Elegien 1902, Wolkenschatten 1904, Gesammelte Dichtungen in zwei Auflagen. Nicht entziehen konnte er sich der allgemeinen Begeisterung für die Reichsgründung und das Niederwerfen des „Erbfeindes“ mit all den blutrünstigen und feiertrunkenen Überschwängigen 1870/71, in denen schon wieder der Keim zu neuen Kriegen gelegt war. War es nur Pflichtübung für einen wohl gänzlich unmilitärischen, friedliebenden Menschen, dem freilich die Herrschafts-Geschichte auch nur als Abfolge von Schlachten und um die Macht kämpfenden Helden nahe gebracht worden war? Oder war es bramarbasierende Überzeugung, angestachelt von berauschter Volkes Stimme, die das Lied von Leich' auf Leiche und vom Kampf fürs deutsche Reiche, Männermorden und Schlachtenruf, von Flammenschwertern und Heldenkaisern anstimmen ließ („Schleif dein Schwert, und deine Flotte baue!“)? Grimmig und diesmal gänzlich humorlos reimt sich da „Mit Blut

und Feuer taufen, ... Wie bei den Hohenstaufen“ und „Hellauf von deutschen Hieben, ... Spahis und Turkos stieben“. Ganz anders liest es sich, wenn er vom eigenen Sterben schreibt in „Der Tod“ (Arabesken 1897):

*Der Jugend denk' ich: bald in das Schattenland
Hinüberschwebt mein müdegehetzter Geist,
Wie Träume seh' ich meiner Heimat
Dämmernde Berge und zarte Thäler.*

*Wie oft im Schimmer sonniger Maienzeit
Mit frohen Liedern hab' ich sie angefüllt,
Nun blieb mir nur der eine, tiefe,
Schmerzlich verworrene Ton des Abschieds.*

Oben war von E. P.'s Gewohnheit die Rede, auf der Stuttgarter Königstraße dichtend zu wandeln. Die Liebe zu ihr, die er überschwänglich „Hauptpulsaderstrom der Stadt“ nennt, blieb ihm Zeit seines Lebens.

*Königsstraße, meine Wonne,
O was wär' ich ohne dich,
Auf dein Pflaster scheint die Sonne,
Wenn es noch so winterlich.*

*Wenn ich einst im Grabe ruhe,
Wird man geistweis meine Schuhe,
Einwärts, wie sie jetzt schon gehn,
Diese Straße wandeln sehn.*

Dr. Richard Strobel
Oberkonservator i.R.
Werastraße 4
70182 Stuttgart

Ortstermin



Restaurierung der katholischen Pfarrkirche St. Martinus in Erbach – ein Juwel an der Oberschwäbischen Barockstraße

Ralf Meschke (†) zum Gedenken

Die Pfarrkirche St. Martin entstand zwischen 1767–69 nach Entwürfen von Franz Xaver Kleinhans. Es handelt sich um einen harmonischen Saalbau mit östlich angefügtem Chor und einer prachtvollen architekturgebundenen und mobilen Ausstattung namhafter Künstler. Den reichen und verspielten Stuck (1768–70), den Hochaltar (1769) und die Kanzel (1770) schufen der aus Wessobrunn stammende Ignaz Finsterwalder und sein Sohn.

Franz Martin Kuen aus Weißenhorn führte die Deckenfresken im Schiff und im Chor aus (1768). Die Altarblätter stammen von Joseph Esperlin aus Biberach (vor 1753) und von Johann Georg Bergmüller aus Augsburg (1761), der auch die Kreuzwegstationen schuf.

Innenraum und Ausstattung waren über die Jahre sehr in Mitleidenschaft gezogen, starke Verschmutzungen hingen ursächlich mit einer technisch veralteten und falsch gesteuerten Heizung zusammen.

Im Juni 2002 führte die Restaurierungswerkstatt des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg Untersuchungen an Raumschale, Deckenbildern und Ausstattung durch, um Bestand, Zustand und Schäden zu erfassen. Bestandserfassung, Arbeitsproben und die Aufarbeitung der komplexen Restaurierungsgeschichte waren Grundlage für ein Maßnahmenkonzept. Gravierende Eingriffe waren an den Deckenbildern zu verzeichnen. Neben zahlreichen Verschraubungen hatte man 1958/59 feine Risse bis zu 2–3 cm erweitert und neu verkittet, die Malereien zudem partiell mit organischen Überzügen versehen. Der Stuck wurde seinerzeit nach einem neuen Farbkonzept überarbeitet, nachdem man vorhandene Fassungsschichten reduzierte. Als bauzeitliche Fassung konnte in Teilbereichen (Stuck der Kartuschen) eine Smaltefassung nachgewiesen werden, die nach bisherigen Erkenntnissen neben weißem Stuck und weißer Fassung der Rücklagen stand.



Neben verschiedenen Erneuerungen technischer Art und umfangreicheren Instandsetzungsarbeiten am Dachstuhl und im Chor (Boden) stand mit der Raumschale, dem Stuck, den Deckenbildern und der Ausstattung eine komplexe Restaurierung an, die sich in zwei Bauabschnitten über die Jahre 2005/2006 hinzog. Für alle Gewerke fertigte das Landesamt für Denkmalpflege, Fachgebiet Restaurierung, die Leistungsverzeichnisse und begleitete die von freiberuflichen Restauratoren ausgeführten Restaurierungsarbeiten fachlich. Die Maßnahmen konzentrierten sich vorrangig auf eine Sicherung und Erhaltung des Bestandes und auf die Beseitigung von Schäden und Schadensursachen. Da die Stuck- und Raumfassung mit der Gestaltung von 1958/59 zudem weitgehend in sich stabil war, fanden hier vorrangig eine Reinigung statt sowie Retuschen am Stuck und Teilüberfassungen lediglich in den Rücklagen, um die Profilierung der Stuckverzierungen nicht weiter zu verunklären. Zudem bestand kein Anlass, eine in sich harmonische Gesamtraumwirkung auf Kosten einer kompletten Abnahme der Sichtfassung mittels „Rekonstruktion“ auf einen nicht mehr existierenden „Originalzustand“ zurückzuführen.



An den Deckenbildern, die bis auf die massiven Eingriffe von 1958/59 insgesamt in einem sehr guten Erhaltungszustand überliefert sind, fand eine Feuchtreinigung mittels Neutralkompressen statt. Die keilförmig ausgeführten und nicht materialgerechten Kittungen der Restaurierung wurden entfernt und mit einem Kalkmörtelgemisch erneuert, auf dem eine feinteilige Strichretusche zur optischen Integration der Fehlstellen ausgeführt wurde. Die starren Verschraubungen wurden gegen ein flexibles Verschraubungssystem ausgetauscht, wo dies notwendig war.

Umfangreiche Überarbeitungen von 1959 waren auch an den raumgebundenen und mobilen Ausstattungsgegenständen festzustellen. So hatte man zum Beispiel alle 15 Kreuzwegstationen und alle vier Auszugsbilder der Seitenaltäre marouffiert, das heißt auf eine starre Trägerplatte verklebt. Gleichzeitig wurden damals alle vier Altarblätter mit zusätzlichen Trägerleinwänden von hinten beklebt, also doubliert. Laboranalysen ergaben Polyvinylacetat (Weißbleim) als verwendetes Klebemittel für sämtliche Verklebungen.

Alle Ausstattungsstücke mussten in ihrem Bestand gesichert werden, des Weiteren waren Reparaturen von schadhafte Stellen mit Kittungen und Retuschen erforderlich sowie den gesamten Bestand umfassende Oberflächenreinigungen.

Da die den ganzen Kirchenraum betreffenden Sanierungsmaßnahmen mit Staub- und Schmutzbildung einhergingen, mussten die raumgebundenen Stücke mit schützenden Spezialfolien eingepackt werden. Alle beweglichen Teile wurden in einem Depot der Diözese zwischengelagert. Mit Ausnahme der Gemälde fand die Bearbeitung sämtlicher Stücke nach abgeschlossener Raumsanierung in der Kirche statt.

Aufgrund der herausragenden Qualität der großformatigen Altarblätter entschloss man sich die 1959 aufgeklebten und den Erhalt der Gemälde gefährdenden Stützleinwände wieder zu entfernen.

Am 8. Oktober 2006 fand die festliche Altarweihe statt und die Erbacher konnten ihre Kirche, ein Juwel an der Oberschwäbischen Barockstraße das seinesgleichen sucht, wieder in Gebrauch nehmen.

Dr. Dörthe Jakobs M.A.

Dipl.-Restauratorin

Regierungspräsidium Stuttgart

Landesamt für Denkmalpflege

Jochen Ansel

Regierungspräsidium Stuttgart

Landesamt für Denkmalpflege

Mitteilungen

Tag des offenen Denkmals 2007

Am 9. September 2007 findet der Tag des offenen Denkmals statt. Das Motto für 2007 heißt: „Orte der Einkehr und des Gebetes – Historische Sakralbauten“. Als solche Orte sind neben Kirchen, Klöstern, Synagogen und Moscheen auch Pilgerwege, archäologische Kultstätten aller Zeitstufen, Wegekreuze, Herrgottswinkel in alten Bauernhäusern, Schlosskapellen, Kreuzgänge und vieles mehr zu betrachten.

Der Tag des offenen Denkmals in Deutschland ist Teil der European Heritage Days, die 1991 erstmals vom Europarat ausgerufen wurden und in den 48 Mitgliedstaaten des Europarates begangen werden. Die Aktion geht auf eine französische Initiative zurück. Ziel dieser Kampagne ist es, die Öffentlichkeit für die Bedeutung des kulturellen Erbes zu sensibilisieren und Interesse für die Belange der Denkmalpflege zu wecken. Seit seiner Einführung ist der Tag des offenen Denkmals auf Erfolgskurs. 2006 wurden an diesem Tag in Deutschland über 7000 Denkmäler von rund 4,5 Millionen Interessierten besucht.

Die Baden-Württembergische Eröffnungsveranstaltung findet dieses Jahr am 8. September in Hockenheim statt. Das Landesamt für Denkmalpflege gibt zu diesem Anlass eine Broschüre heraus, in der Besichtigungsobjekte im Land verzeichnet sind, ergänzt um eine ausführliche Darstellung der Aktionen der Landesdenkmalpflege an diesem Tag. Die Broschüre wird ab August kostenfrei in öffentlichen Gebäuden ausliegen bzw. über das Landesamt für Denkmalpflege zu beziehen sein.

Ein bundesweites Verzeichnis aller Aktionen findet man auf der Homepage der Deutschen Stiftung Denkmalschutz. Die Stiftung nimmt jedes Jahr bis zum 31. Mai entsprechende Anmeldungen entgegen. Zudem bietet sie kostenfreies Info- und Werbematerial zum Tag des offenen Denkmals an

Deutsche Stiftung Denkmalschutz, Koblenzer Str. 75, 53177 Bonn, Tel. 0228-95738-0, www.tag-des-offenen-denkmals.de.

Auskünfte zu Aktionen in Baden-Württemberg erteilt außerdem das Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen, Fachbereich Öffentlichkeitsarbeit (Tel. 0711-90445-211).

Personalia

Prof. Dr. Hartmann Reim in den Ruhestand verabschiedet

Anfang März wurde der Leiter des Referates Denkmalpflege beim Regierungspräsidium Tübingen, Prof. Dr. Hartmann Reim, in den Ruhestand verabschiedet. Sein Name ist eng mit der Landesarchäologie in Baden-Württemberg verknüpft.

Schon vor seinem Studium hat Prof. Dr. Reim als Praktikant bei der Ausgrabung des damaligen Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Stuttgart in der St. Dionysiuskirche in Esslingen mitgewirkt. Im Laufe seiner langjährigen Berufspraxis hat er selbst zahlreiche Grabungen initiiert und geleitet. Zu den bedeutendsten zählen die archäologischen Untersuchungen rund um die Heuneburg bei Herbertingen-Hundersingen, der frühkeltische Grabhügelfriedhof in Rottenburg, „Lindele“, oder die Grabungen im römischen Rottenburg.

Professor Dr. Reim, der 1942 in Stuttgart Bad-Cannstatt geboren wurde, studierte an der Universität Tübingen Vor- und Frühgeschichte, Urgeschichte, Alte Geschichte und Archäologie. Im Anschluss an die Promotion nahm er 1969 seinen Dienst beim Staatlichen Amt für Denkmalpflege Tübingen auf. Von 1981 an war er Leiter des Referates Vor- und Frühgeschichte an der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg. Mit der Verwaltungsreform wurde er zum 1. Januar 2005 erster Leiter des Referates Denkmalpflege beim Regierungspräsidium Tübingen.

Mit seinen Lehraufträgen für Vor- und Frühgeschichte an der Pädagogischen Hochschule Reutlingen ab dem Wintersemester 1974 und der Eberhard-Karls-Universität Tübingen am Seminar für Vor- und Frühgeschichte ab 1989 engagierte er sich für eine enge Verbindung von Denkmalpflege und wissenschaftlicher Forschung und Lehre. 1992 wurde er von der Universität Tübingen zum Honorarprofessor ernannt.



Prof. Dr. Hartmann Reim



Die Ausstellung beginnt vielerorts bereits im Mai.
Geplant sind folgende Stationen:

Landesmuseum für Vorgeschichte
Japanisches Palais
Palaisplatz 11
01097 Dresden
www.archsax.sachsen.de/lmv
Tel. 0351/8926 603
10.05. bis 30.09.2007

Helms-Museum Hamburg
Museumsplatz 2
21073 Hamburg
www.helmsmuseum.de,
Tel. 040/42871 3609
ca. 20.05.2007 bis Ende Juli

Steinzeitdorf Kussow
Kussower Weg 9, 23948 Kussow
www.Steinzeitdorf-Kussow.de
Tel. 03881/715055
23.05. bis 31.10.2007

Stiftung Schleswig-Holsteinisches
Landesmuseum Schloss Gottorf
Archäologisches Landesmuseum
24837 Schleswig
www.schloss-gottorf.de
Tel. 04621/813-0
20.05. bis 31.08.2007

Lippisches Landesmuseum
Detmold
Ameide 4, 32756 Detmold
www.lippisches-landesmuseum.de
Tel. 05231/9925-0
12.05.2007 bis 12.05.2008

Museum der Schwalm
Paradeplatz
34613 Schwalmstadt/Ziegenhain
www.museumderschwalm.de
Tel. 06691/3893
6.05. bis 2.09.2007

Marburger Universitätsmuseum
Biegenstraße 11, 35032 Marburg
www.uni-marburg.de/
uni-museum
Tel. 06421/2822355
23.05. bis 27.06.2007

Museum Egel
Wasserburg-Egel
Wasserburg 6
39435 Egel
www.wasserburgegel.de
Tel. 039268/32194
05.05. bis Ende Juli 2007

Ausstellungszentrum für die
Archäologie des Emslandes
Am der Koppelschleuse 19a
49705 Meppen
Tel. 05931/6605
Anfang Mai bis Ende 2007

Landesmuseum Württemberg
Schillerplatz 6, 70173 Stuttgart
www.landmuseum-stuttgart.de
Tel. 0711/279 3498
15.06. bis 22.07.2007

Sumelocenna-Museum
Am Stadtgraben
72108 Rottenburg am Neckar
www.rottenburg.de
Tel. 07472/165-371, 165-351
ab 23.05.2007

Museum Lauffen
Museum im Klosterhof
Klosterhof 4
74348 Lauffen am Neckar
www.lauffen.de/website/freizeit/
museum
Tel. 07133/12222
20.05. bis September 2007

Archäologisches Landesmuseum
Baden-Württemberg,
Außenstelle Konstanz

Benediktinerplatz 5
78467 Konstanz
www.konstanz.alm-bw.de
Tel. 07531/9804-0
7.5. bis 30.11.2007

Archäologisches Museum
Colombischlössle
Rotteckring 5, 79098 Freiburg i.Br.
www.museen.freiburg.de
Tel. 0761201/2579
Mitte Oktober 2007 bis ca. März
2008

Pfahlbaumuseum Unteruhldingen
Strandpromenade 6
88690 Unteruhldingen
www.pfahlbauten.de
Tel. 07556/85 43 & 65 37
22.05. bis 31.10.2007

RömerMuseum Kastell Boiotro
Lederergasse 43, 94032 Passau
www.stadtarchaeologie.de
Tel: 0851/34769
Mitte Mai bis Mitte Oktober 2007

Gäubodenmuseum Straubing
Fraunhoferstr. 9, 94315 Straubing
www.straubing.de
Tel: 09421/9741-10
22.05. bis 29.07.2007

Entdeckungen – Höhepunkte der Landesarchäologie

22.06. bis 04.11.2007

Konstanz, Archäologisches Landesmuseum
Baden-Württemberg
Benediktinerplatz 5
78467 Konstanz
Tel. 07531/9804-0
Fax 07531/68452
Email: info@konstanz.alm-bw.de
www.konstanz.alm-bw.de

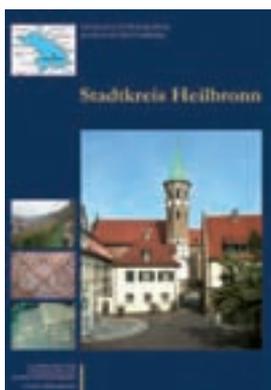
Öffnungszeiten: täglich 10.00–18.00 Uhr,
montags geschlossen.

Die gemeinsame Ausstellung des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg und des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart präsentiert die wichtigsten Grabungen der letzten Jahre in Baden-Württemberg mit den interessantesten Funden von der Steinzeit bis ins Mittelalter und die Neuzeit. Darunter die Ausgrabungen im Umfeld des keltischen Fürstensitzes auf der Heuneburg, die wieder spektakuläre Grabfunde mit kostbaren Goldobjekten erbracht haben. Ein isoliertes Kammergrab des 7. Jahrhunderts n. Chr., das an der Stelle

eines bronzezeitlichen Kultplatzes auf einem Felsplateau über der Donau bei Inzigkofen angelegt wurde, führt den Besuchern das tragische Ende einer frühmittelalterlichen Familie vor Augen. In mittelalterlichen Latrinengruben von Konstanz mit ihren guten Bedingungen für Holzerhaltung kam die älteste Stollentruhe und als besonderes Highlight eine Holzflöte zutage. Erstaunliche Ergebnisse lieferten aber auch naturwissenschaftliche Untersuchungsmethoden. So machten geomagnetische Messungen das monumentale Hauptgebäude einer römischen Villa in Stettfeld ohne jeglichen Bodeneingriff sichtbar.



Keltische Goldfunde von der Heuneburg in der Konstanzer Ausstellung zu sehen.



Neuerscheinungen

Stadtkreis Heilbronn
Denkmaltopographie Baden-Württemberg, Band I.5

Herausgegeben vom Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, und der Stadt Heilbronn, Theiss-Verlag, Stuttgart 2007. 286 Seiten, 825 überwiegend farbige Aufnahmen, drei farbige Kartenbeilagen. ISBN 978-3-8062-1988-3
Preis: 39,- Euro

Mit dem „Stadtkreis Heilbronn“ erscheint der vierte Band der „Denkmaltopographie Baden-Württemberg“. Innerhalb der seit 1981 erscheinenden bundesweiten Reihe „Denkmaltopographie der Bundesrepublik Deutschland“ ist es der 150. Band – und ist insofern auch ein Jubiläumsband.

Zahlreiche archäologische Denkmale sind Zeugnisse der Siedlungs- und Lebensweise von der Vorgeschichte über die römische Zeit bis ins Mittelalter und die frühe Neuzeit. Erstmals werden alle Ortsteile Heilbronn in ihrer siedlungsgeschichtlichen Entwicklung bis hin zur Beschreibung ihres heutigen Ortsbildes gewürdigt. Mit charakterisierenden Texten und 825 überwiegend farbigen, historischen und aktuellen Aufnahmen werden die 416 Bau- und Kunstdenkmale sowie die 171 archäologischen Denkmale als Zeugen dieser langen geschichtlichen Entwicklung vorgestellt. Drei großformatige farbige Kartenbeilagen erleichtern die Lokalisierung der Denkmale im Stadtgebiet.

Grundlage des Buches ist die aktuelle Liste der Kulturdenkmale, insofern ist es ein wichtiges Nachschlagewerk für Planer, Architekten und Behörden. Doch will diese Publikation mehr sein als eine Planungshilfe. Sie wendet sich bewusst an die interessierte Öffentlichkeit, insbesondere an Denkmaleigentümer und an die Bürger der Stadt. Wie Regierungspräsident Udo Andriof in seinem Grußwort schreibt: „Die Denkmaltopografie

wirbt durch ihre informativen Texte, die reiche Bilderung und die kartografische Darstellung um Verständnis für alle Kulturdenkmale. Die Kenntnis der Kulturdenkmale jedoch ist die Grundlage dafür, die eigene Umgebung als Geschichtsbuch lesen zu können und sie trägt damit wesentlich zu einer Identifikation mit der Heimat bei.“

Heft 1/2005.

Christoph Timm: Pforzheim-Kulturdenkmale im Stadtgebiet. Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Bd. II.10.1.

Herausgegeben von der Stadt Pforzheim und vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. 632 Seiten mit über 1100, meist farbigen Abb. u. 26 Karten.

ISBN-10: 3-89735-221-4

ISBN-13: 978-3-89735-221-6

Preis: 39,- Euro

Denkmalpflege in Baden-Württemberg Aufgaben, Arbeitsweise und Möglichkeiten der Denkmalpflege heute

Herausgegeben vom Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg, Stuttgart 2007. 88 Seiten, zahlreiche Abbildungen

Was sind die vielfältigen Aufgaben und Ziele der modernen Denkmalpflege? Wie ist die Denkmalpflege in Baden-Württemberg seit der Verwaltungsstrukturreform organisiert? Wer ist mein Ansprechpartner, wenn ich als Denkmaleigentümer Veränderungen an meinem Gebäude realisieren möchte? Antworten auf diese und viele weitere Fragen vermittelt die neue Broschüre „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“, die das Wirtschaftsministerium in Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart und den Denkmalpflegereferaten in den Regierungspräsidien herausgegeben hat.

Die kostenlose Broschüre stellt viele Beispiele aus den Bereichen Baudenkmalpflege und Archäologie vor. Außerdem bietet sie gesetzliche Grundla-

Abbildungsnachweis

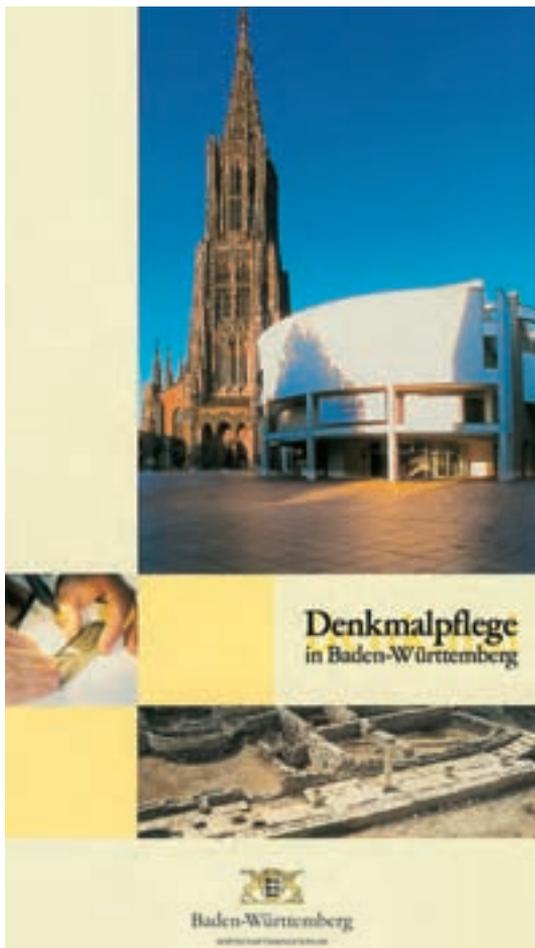
U1 F. Gross, Ettlingen; S75 LAD; S77o RPT, Ref. 25; S77u AeDis Kieferle, Reiner, Schmid GbR; S78o LAD, Blumer; S78m Rau Landschaftsarchitekten Ravensburg; S78u F. Gross, Ettlingen; S79ol RPT, Ref. 25; S79or AeDis Kieferle, Reiner, Schmid GbR; S79u LAD, Jakobs; S80o F. Gross, Ettlingen; S80u, S81 LAD, Jakobs; S81ml K. Petersen, FH Hildesheim; S82 W. Konold, Freiburg; S83 P. Krebs, WSL Bellinzona; S84o T. Huber, Stadtgärtnerei Weiden; S85o L. Geiges; S84u, S85u, S86, S89 F. Höchtl; S87 V. Eidloth, Esslingen; S88 P. Pauli, Freiburg; S90, S93 RPF, Staatl. Vermögens- und Hochbauamt Konstanz; S91, S92 RPF, Ref. 25; S94o Staatsarchiv Schaffhausen; S94u M. Schefold, Die alte deutsche Stadt. Ein Bildatlas der Stadtansichten bis zum Ende des 30jährigen Krieges. Bd. IV, Abb.31; S95o Hegau Impressionen, Alte Ansichten bis 1850, Hegau-Geschichtsverein e. V., Jahrbuch 62/2005, S. 31; S95u H. Berner, Engen im Hegau, Bd. 2, 1990, Abb. 46; S96or F.X. Kraus, Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz, 1887, S. 33; S96m W. Kramer (Hrsg.), Engen im Hegau, Bd. 2, S. 92; S96u W. Kramer (Hrsg.), Engen im He-

gau, Bd. 2, S. 332; S97o RPF, Staatl. Vermögens- und Hochbauamt Konstanz; S97m H. J. Bleyer; S97ul W. Kramer (Hrsg.), Engen im Hegau, Bd. 2, S. 179; S97ur G. Sturm, Engen; S98–S106 RPK, Ref. 25, Kraft Archiv; S107–110 RPT, Ref. 25; S111–S114 LAD, B. Schorer/O. Häuser; S116u M. Rommel, Kißlegg; S116o, S117, LAD, F. Pilz; S118ol M. Rommel, Kißlegg; S118or C. Witt-Schnäcker (Kartierung), F. Pilz LAD (Foto); S118ul C. Witt-Schnäcker; S118ur LAD, H. F. Reichwald; S119 C. Witt-Schnäcker (Kartierung), F. Pilz LAD (Foto); S120o C. Witt-Schnäcker; S120u LAD, F. Pilz; S121 C. Witt-Schnäcker; S122o, S126 Stadtarchiv Stuttgart; S122u Deutsches Literaturarchiv Marbach am Neckar; S123 LAD, Pilz; S124 LAD, Biel; S125 Jahreshefte des Württembergischen Altertums-Vereins 1866, Heft XI Abb. 38; S127, S128 LAD, Pilz; S130 LAD, Fotoarchiv; S131 E. Reuter, Haslach im Allgäu; S132 LAD, Jakobs; S134 SWR, Baden-Baden; S135 ALM.

RP = Regierungspräsidium (S = Stuttgart, K = Karlsruhe, T = Tübingen, F = Freiburg); LAD = Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen, im RPS; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz

gen, Hinweise auf finanzielle Hilfen, Adressen und einen Behördenleitfaden für bauwillige Denkmaleigentümer. Sie zeigt auf, wie weit gespannt heute die Aufgaben und Tätigkeitsfelder der Denkmalpflege in Baden-Württemberg sind: Dabei geht es um die Fossilienlagerstätte, die steinzeitliche Pfahlbausiedlung, die keltische Grabstätte und das römische Kastell ebenso wie um die mittelalterliche Burg, das gotische Münster, das Renaissancerathaus oder das Barockschloss. Das Interesse der Denkmalpflege gehört der Jugendstil-Villa und der Gartenstadtsiedlung ebenso wie Zeugnissen moderner Wohnformen aus den 20er Jahren bis in die 60er Jahre des letzten Jahrhunderts. Verschiedene Fachleute und Spezialisten befassen sich mit der wissenschaftlichen Erfassung und Forschung, beraten Denkmaleigentümer und planende Kommunen, fördern und begleiten Sanierungsmaßnahmen, beteiligen sich an Genehmigungsverfahren und führen restauratorische Maßnahmen aus.

Die Broschüre „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ kann kostenlos bestellt werden beim: Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg, Fax: 0711/123-2460, E-Mail: pressestelle.wm@wm.bwl.de und beim: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Fax: 0711/904-45249, E-Mail: abteilung11@rps.bwl.de



Rezensionen

Bauerngärten im Thurgau

Bauerngärten im Thurgau, in: Denkmalpflege im Thurgau, Bd. 7.

Herausgegeben vom Amt für Denkmalpflege des Kantons Thurgau, Huber, Frauenfeld 2005.

200 Seiten, 203 farbige und 77 schwarz-weiße Abbildungen, broschiert.

Preis: 38,90 Euro.

Unser Idealbild vom Dorf zeigt ein Idyll: alte Bauernhäuser mit Scheunen und Schöpfen, hübsche Dorfkirchen, liebevoll gepflegte Gärten, Blumen und Obstwiesen, überschaubare Straßen. Das Idyll ist bedroht, wir wissen es längst, in all seinen Elementen. Kreative Konzepte, die darüber nachdenken, wie (nicht nur) die Kirche im Dorf bleiben kann, tun also Not.

Im siebten Band der Reihe „Denkmalpflege im Thurgau“ nehmen die Autorinnen und Autoren (neben den Denkmalpflegern sind es v.a. Bäuerinnen und Gärtnerinnen) einen ganz wesentlichen Aspekt des dörflichen Lebens in den Blick, der hinter den aus Holz oder Stein erbauten Zeugen bäuerlichen Lebens so oft aus dem Blick gerät: die Gärten im Dorf, spezieller noch, die Bauerngärten. Im Vorwort des reich bebilderten Bandes skizziert die Kantonale Denkmalpflegerin Beatrice Sendner-Rieger das Problem: „Doch immer mehr einst sorgfältig gepflegte Bauerngärten verschwinden, sei es, weil man den Bereich vor dem Haus lieber als Autoabstellplatz nutzt, sei es, weil die langjährige Gärtnerin verstorben ist. Manche junge Bauersfrau ist außer Haus berufstätig und kann die Pflege eines Bauerngartens nicht mehr bewältigen. Der Selbstversorgung – einst ein wichtiger Grund für die Anlage eines Bauerngartens – wird nicht mehr viel Bedeutung zugemessen. Außerdem werden viele Bauernhäuser von Leuten bewohnt, die nicht in der Landwirtschaft tätig sind und keine direkte Beziehung zum Bauerngarten mehr haben.“

Welche Möglichkeiten gibt es, zum Erhalt der vielgeliebten, respektvoll bewunderten und arbeitsintensiven Schönheiten beizutragen? Das klassische Instrumentarium der Denkmalpflege ist es jedenfalls nicht, wie Sendner-Rieger erkennt: „Die Aufgabe, das Kulturgut Bauerngärten zu erhalten, ist nicht einfach. Denn zumindest zwei Instrumente, die sonst beim Erhalt von Kulturgütern zum Einsatz kommen, greifen hier nicht. Aus naheliegenden Gründen kann ein Privatgarten, dessen Wert nur durch tägliche Pflege erhalten werden kann, nicht einfach unter Schutz gestellt werden, und auch ein finanzieller Beitrag

löst die Probleme nicht. Es bleibt daher eigentlich nur die Information, die Öffentlichkeitsarbeit.“ Dieser Aufgabe hat sich der vorliegende Band verschrieben. Dabei nimmt er mehrere Zielgruppen in den Blick. Da gibt es zunächst jene, die bereits einen Bauerngarten bewirtschaften. Häufig ist der seit Generationen im Familienbesitz und meist ist es die Bäuerin, die ihn hegt und pflegt. Je mehr die Notwendigkeit der Selbstversorgung in den Hintergrund getreten ist, je weniger also wirtschaftliche Zwänge eine Rolle spielen, umso intensiver gestaltet sich die emotionale Beziehung zwischen Gärtnerin und Garten. In einer Reihe einfühlsam geschriebener „Gartenporträts“ werden exemplarisch einige dieser Bauerngärten im Thurgau vorgestellt, ihre Geschichte wird erzählt und die besondere Motivation der Bäuerin gewürdigt. Diese Gärtnerinnen dürfen stolz auf ihrer Hände Arbeit sein, mit der sie einen wesentlichen Beitrag zum Erhalt der dörflichen Kulturlandschaft (nicht nur im Thurgau) leisten – das ist die eine Botschaft der Gartenporträts. Alle übrigen, hier nur lesenden Gartenfreunde können aus den vorgestellten Beispielen lernen, sie mit eigenen Erfahrungen vergleichen und Tipps für die Praxis mitnehmen – so das zweite Motiv der durchaus auf den praktischen Nutzen schauenden Publikation, die auch in ihren weiteren Teilen konkrete, praktisch verwertbare Informationen für längst begeisterte oder auch nur potenzielle GärtnerInnen bereithält, die noch wachgeküsst werden müssen.

Der Band ist logisch aufgebaut. Von der Definition (Was ist ein Thurgauer Bauerngarten?) geht es über den historischen Überblick (Zur Geschichte der Bauerngärten im Thurgau) hin zum differenzierten Problemaufriss: „Zum Wandel der Bauerngärten im 20. Jahrhundert – Gedanken einer Bäuerin“. Marianne Hausammann listet auf, was zum Verschwinden der Bauerngärten in den letzten fünfzig Jahren beigetragen hat. Mag es auch immer wieder nachvollziehbare Motive für die Aufgabe von historischen Gärten geben – gute Gründe, auch in unserer heutigen, arbeitsteiligen Welt mit dem Gärtnern zu beginnen, gibt es mindestens genauso viele. Nur hat sich der Akzent von der ökonomischen mehr auf die ideelle Ebene verschoben. Wer heute gärt, tut dies nicht zuletzt deshalb, weil die Tätigkeit als solche ihn erfüllt: „Nutzen wir die Gartenarbeit als Ausgleich zum Alltagsstress, zum Ruhefinden! Ich weiß, einen Garten ohne Arbeit gibt es nicht, aber es gibt mehr oder weniger aufwendige Gärten.“ Mit dem Nachsatz spricht die Autorin einen Umstand an, dem auch die weiteren Beiträge umsichtig Rechnung tragen.

Unser Umgang mit der Zeit ist grundverschieden von dem unserer Großeltern. Die hektische Welt

passt nicht zum Werden und Vergehen eines Gartens, in dem jede Pflanze die ihr bemessene Zeit erfüllt. Wer heute gärt, erholt sich an Geist und Seele, während er körperlich arbeitet – solange die Größe des Gartens nur mit den zeitlichen Möglichkeiten des Gärtners harmoniert. Dies wissen die Autoren der praktischen Beiträge aus eigener Erfahrung und sie ermahnen ihre Leser liebevoll dazu, die eigenen Kräfte nicht zu überschätzen: „Ein Garten kann nicht klein genug sein!“

Wer diese Maxime beherzigt und die eigenen Kräfte richtig einschätzt, wird aus allen Beiträgen vielfältigen Nutzen ziehen können. Gertrud Kaderli stellt die verschiedenen Teile eines klassischen Bauerngartens am Beispiel ihres eigenen Gartens vor. Daniel Brogle, der Leiter der Schulgärtnerei am Landwirtschaftlichen Bildungs- und Beratungszentrum Arenenberg, informiert fachkundig und anschaulich über alle praktischen Aspekte der Gartenarbeit, wobei dem „Zeitmanagement“ und dem „Arbeitskalender“ zwei besonders hilfreiche Kapitel gewidmet sind, die gestandene Gartenliebhaber wie hoffnungsfrohe Lehrlinge vielfältig informieren.

Besonderes Augenmerk hat zweifellos die Fleißarbeit von Franziska Feigenwinter verdient, die als Archäobotanikerin im Naturhistorischen Museum des Kantons Thurgau tätig ist. Ihre Zusammenstellung der „Thurgauer Bauerngartenpflanzen im historischen Überblick“ versammelt ein breites Spektrum an Pflanzen, die im Laufe der Geschichte aus unterschiedlichen Gebieten und zu verschiedenen Zeitpunkten in die mitteleuropäischen Bauerngärten Einzug hielten. Schon ein kurzer Blick in die Liste belehrt uns darüber, ob z. B. der Knoblauch keltischen, römischen oder germanischen Ursprungs ist („römisch“ ist richtig) und in welchen historischen Quellen er erwähnt wird: etwa im Capitulare de villis (kurz vor 800), im St. Galler Klosterplan (um 830), bei Walahfried Strabo (808–849), Hildegard von Bingen (1098–1179) oder Albertus Magnus (1193–1280). Ebenso finden sich Angaben über den Herkunftskontinent.

Den Band beschließen die Berichte aus der Denkmalkultur des Thurgaus mit Einblicken in die Ergebnisse der Inventarisierung und Informationen über die im Jahr 2004 abgeschlossenen Restaurierungen und Verluste, wobei die Sprache der betreuenden Denkmalpfleger hier erfrischend deutlich ist. Kunst- und Baudenkmäler brauchen, ebenso wie die Gärten im Dorf, engagierte Fürsprecher, die uns daran erinnern, dass es Werte gibt, die rein ökonomische Kriterien mühelos übersteigen.

Anne Overlack

Veranstaltungen

75. Tag für Denkmalpflege „Denkmale als Attraktionen“

10. Juni 2007
14 bis 19 Uhr
Neckar Forum
Haupteingang über Hauffstraße
73728 Esslingen am Neckar

Der 75. Tag für Denkmalpflege eröffnet am 10. Juni 2007 in Esslingen am Neckar die Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger und des Verbandes der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland. Nach einigen Jahren findet die Tagung wieder einmal in Baden-Württemberg statt. Die Tradition des Tages für Denkmalpflege wurde 2002 wieder aufgenommen und bietet als öffentlicher Festakt interessierten Bürgern die Möglichkeit zum Austausch mit behördlichen Denkmalpflegern.

Unter dem diesjährigen Thema „Denkmale als Attraktionen“ beleuchten Vorträge das Verhältnis der Denkmalpflege zu Medien, Tourismus und Eventkultur. Kabarett und Musik runden das Programm ab. Schon ab 13 Uhr wird im Foyer des Neckar Forums die Ausstellung „Am Anfang steht das Denkmal“ zur Inventarisierung in der Denkmalpflege gezeigt, außerdem werden Publikationen zum Thema angeboten.

Vom 11. bis 13. Juni schließt die Fachtagung an, die unter dem Motto „Das Denkmal als Fragment – das Fragment als Denkmal“ steht.



Programm des öffentlichen 75. Tages für Denkmalpflege

Ab 13.00 Uhr
Foyer geöffnet zur
Besichtigung der
Ausstellung
„Am Anfang steht das
Denkmal“

14.00 – 14.15 Uhr
Musikalische Umrahmung
emBRASSes!
Blechbläserquintett und
Preisträger der
Jürgen Ponto
Stiftung für junge Künstler

14.15 – 15.45 Uhr
Begrüßung
Prof. Dr. Dieter Planck
Präsident des Landesamtes
für Denkmalpflege

Grußwort
Wilfried Wallbrecht
Erster Bürgermeister der
Stadt Esslingen am Neckar

Festansprache
Gerhard Stratthaus MdL
Finanzminister des Landes
Baden-Württemberg
15.30 – 15.45 Uhr

Musikalische Umrahmung
emBRASSes!
anschließend Kaffeepause

16.15 – 17.00 Uhr
**Denkmale und
Tourismus – Trends,
Chancen und Risiken**
Prof. Dr. Wolfram Schottler,
Karlsruhe

17.00 – 17.45 Uhr
**Fragmente – Anmutung
oder Zumutung?**
Ira Diana Mazzoni, München

17.45 – 18.30 Uhr
**„Archäologie als
Sensation – Umgang mit
großen archäologischen
Entdeckungen im
Spannungsfeld von
Wissenschaft, Medien und
Eventkultur“**
Dr. Harald Meller, Halle

18.30 – 19.00 Uhr
„jetzt denk ich mal ...“
Kabarett von und mit dem
Grafiker und Liedermacher
Dieter Huthmacher

Die Dienststellen der Landesdenkmalpflege

Seit der Verwaltungsreform 2005 sind für die Aufgaben der Landesdenkmalpflege fünf Organisationseinheiten bei den Regierungspräsidien Baden-Württembergs zuständig:

Die Referate 25 – Denkmalpflege der Regierungspräsidien übernehmen für die Bereiche Inventarisierung, Bau- und Kunstdenkmalpflege und Archäologische Denkmalpflege die hoheitlichen Aufgaben in der jeweiligen Region. Dies umfasst allgemein die Denkmalpflege vor Ort, die Erfassung und Erforschung von vorhandenen Kulturdenkmälern, fachliche Beratung der Denkmalschutzbehörden, fachliche Stellungnahmen in denkmalrechtlich Genehmigungsverfahren sowie bei öffentlichen Planungen, Beratung der Eigentümer und Bauherren von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen, Gewährung von Zuschüssen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmälern; Durchführung und Auswertung von archäologischen Rettungsgrabungen.

Für die landesweit übergreifenden und koordinierenden Aufgaben der Denkmalpflege ist die Abteilung 11 – Landesamt für Denkmalpflege – im Regierungspräsidium Stuttgart zuständig. Sie hat insbesondere die Aufgabe, Leitlinien konservatorischen Handelns vorzubereiten und an deren Umsetzung mitzuwirken; die fachliche Denkmalpflege des Landes im Rahmen der Leitlinien zu koordinieren, auf die Einhaltung der Ziele eines landeseinheitlichen Vollzugs hinzuwirken und die Denkmalschutzbehörden zu beraten; die Aufstellung des Denkmalförderprogramms unter Beteiligung der höheren Denkmalschutzbehörde vorzubereiten; fachliche Grundlagen für die Denkmalpflege und landeseinheitliche Kriterien zur Erfassung und Bewertung von Kulturdenkmälern sowie von Gesamtanlagen zu erarbeiten und darzustellen; in Abstimmung mit der höheren Denkmalschutzbehörde Dritte, insbesondere Eigentümer und Besitzer von Kulturdenkmälern in Fällen von besonderer Bedeutung oder Fällen, für deren Bewertung bei ihm ein besonderer Sachverstand vorhanden ist, fachlich zu beraten; Schwerpunktgrabungen durchzuführen und deren Auswertung vorzunehmen; die fachliche Denkmalpflege nach innen und außen zu vertreten sowie die zentrale denkmalfachliche Öffentlichkeitsarbeit vorzubereiten und in Abstimmung mit der obersten Denkmalschutzbehörde durchzuführen; zentrale Fachbibliotheken, Dokumentationen, Fachdatenbanken sowie sonstige zentrale Dienste zu unterhalten.

Regierungspräsidium Stuttgart Landesamt für Denkmalpflege

Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 - 0
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444
Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77-0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 130

Arbeitsstelle Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

Regierungspräsidium Freiburg Referat 25 Denkmalpflege

79083 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 35 - 00
Telefax 07 61 / 2 08 35 - 44

Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 25 Denkmalpflege

76247 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 26 - 48 00

Regierungspräsidium Stuttgart Referat 25 Denkmalpflege

Postfach 800709
70507 Stuttgart
Telefon 07 11 / 9 04 - 0
Telefax 07 11 / 9 04 45 - 444

Regierungspräsidium Tübingen Referat 25 Denkmalpflege

Postfach 2666
72016 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 21 31

Besucheradressen

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar

Regierungspräsidium Freiburg im Breisgau
Referat 25 Denkmalpflege
Sternwaldstr. 14
79102 Freiburg im Breisgau

Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 25 Denkmalpflege
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe

Regierungspräsidium Stuttgart
Referat 25 Denkmalpflege
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar

Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 Denkmalpflege
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen